

Am Anfang-

Zwanzig Reden an die Gemeinde

D. Paul Fumburg

Am Anfang –

Ein Ruf Gottes an unsere Zeit
aus den ersten Büchern der Bibel

Zwanzig Reden an die Gemeinde

von

D. Paul Sumburg

Pastor in Barmen-Gemarke



Buchhandlung des Erziehungsvereins
Neufkirchen Kreis Moers

Einbandzeichnung: Adolf Westerdorf, Essen
Amerikanisches Copyright 1935 by Buchhandlung des Erziehungsvereins
Neufkirchen Kreis Moers
Druck: C. Brügel & Sohn AG, Unsbach (Mfr.)

Dem Andenken meines unvergeßlichen Freundes

Alfred Christlieb

in tiefer Dankbarkeit gewidmet

Inhaltsverzeichnis

	Seite
Am Anfang I. 1. Mose 1, 1	5
Am Anfang II. 1. Mose 1, 1	11
Adam, wo bist du? 1. Mose 3	
I. Sollte Gott gesagt haben? (1)	16
Sollte Gott gesagt haben? (2)	21
II. Hast du nicht gegessen? (1)	25
Hast du nicht gegessen? (2)	30
III. Und Gott, der Herr, rief Adam (1)	34
Und Gott, der Herr, rief Adam (2)	39
Soll ich meines Bruders Süter sein? 1. Mose 4, 9—10	43
Schau nicht nach unten, schau nach oben! 1. Mose 6—8	49
Da gedachte Gott an Noah. 1. Mose 8, 1	53
Pniel. 1. Mose 32, 4—33	
I. Die Wolfenwand	58
II. Sonnenaufgang	63
In Gottes Hand I. 2. Mose 2, 15—25.	70
In Gottes Hand II. 2. Mose, 2, 15—25.	74
Gottes Lastträger. 2. Mose 5	
I. Dem Auftrag gehorsam	78
II. Unter schwerer Last	81
III. Ein einsamer Kämpfer	85
Nun sollst du sehen. 2. Mose 6, 1	88
Durch eine starke Hand. 2. Mose 6, 1	93

Am Anfang

I.

„Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde.“ (I. Mose 1, 1.) Dies ist einer der grundlegenden Sätze der Heiligen Schrift, der Grenzstein zwischen Offenbarung und natürlicher Religion.

In den natürlichen Religionen, im Heidentum aller Art, schafft sich der Mensch seinen Gott oder seine Götter. Der eine meißelt aus Stein oder Holz das Bild, vor dem er sich niederwirft; der andere betet Sonne, Mond und Sterne an. Ein dritter bildet sich seine Religion aus Gedanken und Phantasien, aus Spekulationen und Philosophien.

Und dabei kommen so mannigfache Gestaltungen zutage, wie es verschiedene Arten von Menschen und Völkern gibt.

„Wie einer ist, so ist sein Gott;
darum ward Gott so oft zu Spott“,

sagt Goethe. Denn ein jeder macht sich seinen Gott zurecht nach seinen Wünschen und den tiefsten Bedürfnissen seines Herzens. Die Form und Art seiner Religion ist der Niederschlag der Geschichte seines inneren Erlebens. Was der Mensch erfahren und erlitten hat, wonach er sich sehnt und wovor er sich fürchtet, das bestimmt das Bild seiner Götter.

Im Leben des Menschen ist immer das Herz der maßgebende Herrscher. Das Herz bestellt beim Kopf ein Gedankengebäude, ob man es nun Weltanschauung oder Religion nennen will, je nach seinen Bedürfnissen. Es mag sein, wie es will, eins nur muß es leisten: das Herz muß durch den Dienst dieser Religion beruhigt und nicht beunruhigt werden. Der Gott darf dem Herzen nicht in den Weg treten, sondern muß ihm die Bahn frei lassen, im tiefsten Grunde zu leben, wie es will, daß der Mensch, wenn auch unter Opfern oder gar Kasteiungen, sich selbst leben kann.

Der Mensch schafft sich seine Religion, seinen Himmel und seinen Gott, an den er glaubt. Das ist die natürliche Religion.

„Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde.“ Mit diesem Wort stehen wir in einer ganz anderen Welt, auf dem Boden der Offenbarung Gottes. Gott war vor dem Menschen da. Der Mensch und seine ganze Welt ist erst durch Gott geschaffen. Dies Wort der Heiligen Schrift tritt mit dem Anspruch auf, nicht die Gedanken eines Menschen wiederzugeben, sondern uns die Wahr-

heit zu enthüllen über Gott und den Menschen, das, was von sich aus keiner wissen kann, und was auch in keines Seiden Herz je gekommen ist. Was uns in der Bibel als Verkündigung über den Gott unseres Zeils von der Schöpfung bis zum Untergang der Welt mitgeteilt wird, ist nicht Religion, von Menschen erdacht oder erschaut, sondern Offenbarung Gottes.

Religion ist menschlich natürlich. Es gehört zum Wesen des Menschen, daß er, wenn er sich in dieser Welt mit ihren Gefahren und ihren lockenden Aussichten findet, sich eine Religion ersinnt. Da betet der eine einen Klotz oder Stein an, der andere die hohen Gedanken seiner Weltlehre oder seines Idealismus. In Gottes Wort aber haben wir die Selbsterschließung des lebendigen Gottes. Da stehen wir auf dem Boden der Offenbarung, die hier ohne Einleitung und Erklärung so erhaben und feierlich mit dem Wort beginnt: „Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde“.

Das ist die eine Wahrheit über den einen Gott, von dem wir alle zusammen von Haus aus, von Natur nichts, gar nichts wissen können, der sich uns aber offenbart hat durch sein Wort. Und Jesus sagt: „Das ist aber das ewige Leben, daß sie dich, der du allein wahrer Gott bist, und den du gesandt hast, Jesum Christum, erkennen“. (Joh. 17, 3.)

Man stellt es heute immer noch gern folgendermaßen dar, wie es schon Lessing mit den drei Ringen in „Nathan der Weise“ darlegte. Es kommt gar nicht darauf an, was inhaltlich der Mensch glaubt. Da mögen die Religionen und Glaubenssätze sehr verschieden sein, und wahrscheinlich hat keine die ganze Wahrheit; sondern das ist das Wichtige, daß der Mensch fromm ist, daß er religiös ist, daß er nicht in den Tag hinein lebt wie ein Tier, sondern irgendwie seine Religion hat und mit einem höheren Wesen rechnet, und im übrigen: „Ob Christen, Juden, Sottentott, wir glauben all an einen Gott“.

Dies Wort: „Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde“, mit dem das Herrenrecht Gottes über alle Welt erklärt wird, stellt uns auf einen ganz anderen Boden, auf den Boden der Offenbarung und des Glaubens. Gott hat sich uns offenbart. Und nur wer im Glauben sich diesem Gott und seiner Offenbarung anvertraut, nur der kommt zu ihm. Gott hat uns einen Weg bereitet, der zur Tür seines Vaterhauses führt, damit wir ihn gehen sollen. Das ist seine Offenbarung, die hier anfängt bei der Schöpfung der Welt und hinführt bis zur Erkenntnis seines Sohnes Jesus Christus. Das Ganze ist ein Weg. Wer ihn nicht geht und andere Wege sucht, der wird das Vaterhaus nicht erreichen.

Wenn der Mensch sich selbst eine Religion zurechtmacht, um sich zu beruhigen oder vermeintlich für die Zukunft zu sichern, dann kommt es nicht darauf an, ob sie so oder ein wenig anders ist. Wenn wir es aber mit dem lebendigen Gott zu tun haben, der hier so majestätisch uns vor Augen tritt: „Am Anfang schuf Gott Him-

mel und Erde“, dann gebührt uns nur, daß wir hören, was er sagt, daß wir sehen, was er tut, daß wir annehmen, was er schenkt, daß wir uns retten lassen, wie er uns zu retten in seiner Liebe beschlossen hat.

Darf ich ein Gleichnis benutzen? Zwei Männer fielen oberhalb des Rheinfalls von Schaffhausen in den Rhein, weil ihr Boot kenterte. Vom Ufer aus wurde ihnen ein Rettungsseil zugeworfen. Der eine ergriff das Seil; der andere sah in seiner Verwirrung den viel größeren, schweren Kahn, der neben ihm trieb, und flammerte sich an das Boot. Er ging mit ihm in die Tiefe. Sein Gefährte wurde durch das Rettungsseil ans Ufer gezogen. Sie haben beide ihr Vertrauen auf etwas gesetzt. Sie haben beide inbrünstig an etwas geglaubt. Aber der eine hat das Rechte ergriffen und wurde gerettet. Der andere ergriff das Falsche und ging unter.

Es kommt darauf an, nicht, daß wir etwas, sondern daß wir das Rechte ergreifen, daß wir den wahren Glauben haben, daß wir wirklich den lebendigen Gott finden und das ewige Leben ergreifen, nicht irgendein Phantom, eine religiöse Idee.

Nicht, was wir über Gott denken, ist das Wichtige, sondern, was Gott uns durch sein Wort enthüllt. Und wenn er sich uns offenbart als der allmächtige Gott, der alles und auch uns geschaffen hat, dann haben wir nicht über ihn zu philosophieren oder an ihm zu deuteln, sondern dann können wir nur entweder ihm glauben und gehorchen oder ihn abweisen und uns gegen ihn wenden.

In Gott ist immer ein Entweder-Oder für den Menschen, schon in diesem ersten Wort der Schrift: „Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde“. Und dies Entweder-Oder beherrscht unser ganzes Leben. Ob uns auch die Frage nach der Schöpfung der Welt so fernzuliegen scheint, auch da greift das Entweder-Oder in unser Leben ein. Wer im Glauben sich dieser Offenbarung erschließt, daß Gott alles geschaffen hat, der hat damit für sein Leben den Felsengrund gefunden, auf dem er ruhen kann. Wer aber nicht an den Schöpfer der Welt glauben kann oder will, der wird immer bei dem mühsamen Geschäft bleiben, daß er selbst sich seinen Gott oder seine Götter schaffen muß.

Wir können deutlich genug mitten in unserer christlichen Gemeinde beobachten, wie das heidnische Dichten und Denken des natürlichen Menschenherzens nie zur Ruhe kommen kann:

„Glaube, dem die Tür versagt,
steigt als Uberglaub' durchs Fenster.
Wenn die Gottheit ihr verjagt,
kommen die Gespenster.“ (Geibel.)

Wir stoßen in unserer gebildeten und unserer kulturell so hochstehenden Welt immer wieder auf mannigfachen Uberglauben, dem die Menschen huldigen, die nicht Ernst machen wollen mit dem

Glauben an den Schöpfer. Im Flugzeug, am Auto, an der Scheunentür, auf der Brust, überall sehen wir die Sinnbilder dieses Aberglaubens. Der Mensch muß irgendwo zur Ruhe kommen. Ein jedes Herz will irgendwo anbeten. Ein jedes Herz will einen König haben. Der Mensch, der zu Gott geschaffen ist und in Gott ruhen soll, kann sich nicht so einfach in der Luft hängend ertragen. Wenn nicht von Gott, so muß er von irgend etwas anderem abhängen. Und darum verfallen auf viel törichten und kindischen Spuk und sind zu Narren geworden, da sie sich für weise hielten, die, die nicht glauben wollen: „Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde“.

* * *

„Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde.“ Dies Wort ist der Grenzstein zwischen Offenbarung und natürlicher Religion, zwischen Offenbarung und allem Heidentum. Wir sagten zuerst: Gott war vor den Menschen. Er schuf die Menschen. Nicht die Menschen schufen Gott oder die Lehre von Gott, indem sie Gott dachten, indem sie bei sich selbst feststellten: es gibt einen Gott. Gott ist nicht ein Gedanke, er ist der Herr der Menschen.

Wir sagen weiter: Gott war auch vor der Welt. Für den Heiden war die Welt zuerst, und seine Götter sind Kinder der Welt. Wenn sie die Welt um sich her ansehen, so bauen sie sich aus dem Stoff der sichtbaren Welt ihre Götter. Erblicken sie eine rauschende Quelle, so sagt ihr Gemüt: dort wohnt eine Nymphe; fährt ein Gewitter durch die Luft, so reden sie vom Gewittergott, der seine Donnerkeile schleudert. Die Kräfte des Stoffes dieser Welt dichten sie um zu geistigen Wesen, die sie als ihre Götter anbeten.

Damit sind sie in unaufhörlicher Furcht vor diesen Gewalten, die von allen Seiten ihr Leben umgeben und bedrohen. Sie sind Knechte der Natur geworden und leben in ständiger Angst vor dieser sichtbaren Welt und ihren Elementen. Die Herren der Erde sein sollten nach Gottes Willen und Plan, sind ihre furchtsamen Sklaven geworden.

Die Schrift sagt: „Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde“. Die Welt ist Gottes Kind, Gottes Geschöpf. Gott war zuerst, und aus seiner Hand ging diese Welt hervor. Zuerst war das Ich, der persönliche oder, wie die Schrift dafür sagt: der lebendige Gott. Er sprach. Da wurde Himmel und Erde.

Gott war vor der Welt; denn Gott ist über der Welt. Gott gehört nicht zur Welt! Die Welt gehört auch nicht zu Gott, als wäre sie ein Stück von ihm! Sondern die Welt gehört Gott als ihrem Herrn!! Er ist überweltlich.

Gewiß, man kann aus der Schöpfung der Welt den Rückschluß ziehen, daß dies gewaltige Bauwerk einen Baumeister gehabt haben muß. Und daher konnten auch die Heiden eine Ahnung des lebendigen Gottes besitzen, sagt Paulus Römer I. Insofern kann man Gott auch aus der Schöpfung erkennen. Aber man kann Gott in seinem Wesen nicht erkennen aus der Schöpfung. Man kann nicht aus der Schöpfung ablesen, wer und wie der Schöpfer war. Gott ist nicht wie die Welt. Man kann auch von ihm kein Bildnis noch irgendein Gleichnis machen, das aus dieser Welt stammt. Wir tun gut, wenn wir das (nach biblischer Zählung) zweite Gebot nicht auslassen. Gott ist schlechthin unvergleichbar. Es fehlen uns die Masse und Farben, die Worte und Vergleichspunkte, um ihn durch irgend etwas aus dieser Welt uns verständlich zu machen. Gott schuf die Welt. Gott ist vorweltlich; Gott ist überweltlich.

Daß Gott die Welt geschaffen hat, das erkennen wir nicht aus der sichtbaren Welt; sondern wir erkennen im Glauben Gott aus der Offenbarung seines Wortes. Und das Wort, das uns als Wegweiser dient, sagt uns dann: dieser, der lebendige Gott, der Vater Jesu Christi, hat die Welt geschaffen.

Die Hand, die diesen Satz schrieb: „Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde“, war nicht Protokollführer bei der Schöpfung. Nein, der von Gottes Geist erleuchtete Mann, der Zeitalter später diese Worte geschrieben hat, hatte Gott erkannt aus seiner Offenbarung an sein Volk, und weil sich ihm Gott als der Herr offenbart hatte, der Herr aller Herren und Völker, der allmächtige Gott, darum erkannte er im Glauben Gott als den Schöpfer der Welt. Das hat er nicht aus der Welt erfahren, sondern durch Gottes Offenbarung.

Niemand wird durch den Anblick der Schöpfung genötigt, zu glauben, daß Gott die Welt geschaffen hat. Da ist kein schlüssiger Beweis zu führen — so einfach ist es nicht —, sondern nur der wird dies im Glauben erfassen, dem Gott sich offenbart hat durch sein Wort und seinen Geist. Aus der Gestalt der sichtbaren Welt kann man weder für noch gegen den Glauben an einen Schöpfer den Beweis erbringen. Auch nicht gegen! Und wenn gegen den Glauben an den Schöpfer von der Ewigkeit des Stoffes geredet wird, daß immer alles da gewesen sei, so ist das ein Reden ins Leere hinein von Leuten, die tun, als wüßten sie etwas über Dinge, von denen sie schlechterdings nichts wissen können, und über die auch die Erkenntnis der Welt keine Auskunft gibt. Der Unglaube, der den Schöpfer leugnet, ist eben auch ein Glaube und kein Wissen, und er mutet seinen Gläubigen viel schwerere Dinge zu glauben zu als die Offenbarung Gottes; denn bei ihm fehlt das innere Überführtsein von der Wahrheit dessen, was er behauptet.

Wer aber den lebendigen Gott gefunden hat, weil dieser sich ihm in seiner Gnade und Liebe an seinem Herzen und Gewissen offenbarte, in dem sträubt sich nichts mehr gegen die Aussage der Schrift: „Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde“. „Durch den Glauben merken wir, daß die Welt durch Gottes Wort fertig ist, daß alles, was man sieht, aus nichts geworden ist.“ (Hebr. 11, 3.)

Wir sollen darum auch nicht versuchen, solchen, die noch nicht im Glauben stehen, die Botschaft von der Schöpfung der Welt durch den lebendigen Gott „klarzumachen“, sondern wir wollen sie hineinführen in die ganze Offenbarung Gottes und dadurch in seine Gemeinschaft. Haben sie Gott gefunden und seine Herrlichkeit erkannt, dann ruht auch ihr Herz in der Erkenntnis des Glaubens: „Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde“.

Am Anfang

II.

„Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde.“ In diesem Wort ruht der Glaube des Glaubenden; „denn der Glaube zieht, von Gottes Wort gelehrt, alsdann die fröhliche Linie weiter aus“ . . . „der Himmel und Erde samt allem, was darinnen ist, aus nichts erschaffen hat, ist mein Gott und mein Vater.“

Er hat Himmel und Erde geschaffen. Die unendliche Welt der Himmelskörper, denen gegenüber die Erde ist wie ein Tröpflein am Limer, ist ebenso aus seiner Hand hervorgegangen wie die kleine Erde. Es ist nichts, das ohne ihn wäre, nichts, das sich ohne ihn regen und bewegen könnte.

Da geht uns wohl der Atem aus. Da hören alle Begriffe auf. Aber da fängt das getroste Glauben an. Er hat auch die kleine Erde, die doch so groß für uns ist, und auf ihr den kleinen Menschen geschaffen. Und diesem Menschen hat er sich vor allen Geschöpfen offenbart, daß das kleine Menschenherz sich berge in diesem seinem großen, ewigen Gott.

Da kommt die Ruhe über ein Leben: die Himmel sind in Gottes Hand, die Erde und alles, was darinnen ist. Die Elemente und Gewalten, gegen die der Mensch so ohnmächtig ist — „der Wind und die Wellen tun, was er will. Still, nur still!“ Der alles geschaffen hat, erhält und regiert es auch noch alles „nach seinem ewigen Rat und Vorsehung“. „Es kann mir nichts geschehen, als was er hat ersehen und was mir selig ist.“ „Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde.“ Also haben wir es in dieser Welt, was Himmel und Erde angeht, immer — überall — nur — mit Gott zu tun. Er steht hinter allem, er wirkt in allem, er führt durch alles hindurch.

Trostloses Heidentum, wo die Menschen vom Zufall sprechen und sich abhängig wissen von einem tückischen Geschick, das „von ungeschick“ heute so, morgen anders mein Leben trifft und schlägt. Tiefer Friede in aller Not umweht den, der die väterliche Hand Gottes erkannt hat und im Glauben erfaßt: „Was unser Gott geschaffen hat, das will er auch erhalten. Darüber will er früh und spät mit seiner Gnade walten“. Muß unser Herz nicht erbeben und jubeln zugleich, wenn wir alle unsere Gottesdienste beginnen mit dem Wort: „Unsere Hilfe steht im Namen des Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat!“

* * *

„Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde.“ Am Anfang! Es gab also einen Anfang. Es war nicht immer schon alles da. Es gibt keinen ewigen Kreislauf der Welt, wie man sagt. Gott schuf am Anfang Himmel und Erde. Da fing es an, was wir die Zeit nennen. Hier gehen uns wieder die Worte und Begriffe aus, und die flügsten Leute wissen heute noch nicht, was die „Zeit“ ist. Wenn wir vom „Anfang“ reden, so wandeln wir ja an der Grenze dieser Welt und unseres Erkennens. Da verlieren die Worte dieser irdischen Welt jeden Sinn; denn es kann ja nichts vor der Zeit gewesen sein. Dann wäre es ja wieder Zeit.

Aber wenn hier vom „Anfang“ gesprochen wird, so liegt darin, daß in der Zeit immerwährende Bewegung ist. In dem Wort „Anfang“ liegt, daß darauf ein Fortgang folgt.

Das heißt für uns zunächst: Man kann die Zeit nie umkehren. Es geht immer weiter. Sie läuft und läuft, wie die Körner einer Sanduhr rinnen; sie drängt und schiebt und wälzt alles mit sich, was in dieser Welt ist, auch uns Menschen. Wir alle müssen mit der Zeit mit. Immer weiter, immer weiter!

Wie glühendes Feuer bricht die Zeit aus der „Zukunft“ herein. Und im Augenblick, wo wir sie durchleben, erstarrt sie zur kalten Lava und steht unbeweglich. Ewig still steht die Vergangenheit, die noch vor einem Herzschlag „Zukunft“ und dann „Gegenwart“ war. Jeder Augenblick ist nur einmal Gegenwart, dann ist er vorüber. Vorüber, unwiederbringlich, unwiderruflich, läßt sich nicht wieder rückgängig machen. „Soeben war noch alles möglich. Jetzt sind die Würfel gefallen, die Akten geschlossen.“ Kuck um Kuck, in unserem Bewußtsein fast wie in einzelne Stücke zerhackt — denken wir nur an die Stunden und Minuten vor der Mobilmachung 1914! —, zieht die Zeit an uns vorüber, mit uns vorüber. Nichts kann man wieder gutmachen, nichts zurücknehmen, nichts ungeschehen machen, nichts noch in Ordnung bringen.

Wenn wir von der Zeit reden, dürfen wir nicht mit räumlichen Bildern vorgehen und uns betrachten wie Pilger, die eine unendlich lange Landstraße Meilenstein für Meilenstein durchwandern. Auf einer Straße kann man auch einmal zurückgehen, hin- und herwandern. Bei der Zeit heißt es immer: Hin ist hin!

Und was ich in dieser Zeit aus meinem Leben gemacht habe, was durch mich bei Leibesleben geschehen ist, das ist meine Geschichte, das ist der Ertrag meines Lebens. Der steht unänderlich fest. Daran kann keine Hand je rütteln, je wieder etwas ändern. (Es ist unser Trost, daß es ein Herz gibt, das, wiewohl es nichts daran ändern kann und wird — vergeben kann und will.)

Aber wenn wir hier vom Anfang lesen und den Fortgang in jedem Augenblick an uns erleben und das Ende unwider-

stehlich, unaufhaltsam kommen sehen, dann wird es uns bewußt, welche Verantwortung es in sich schließt, wenn Jesus spricht von „dieser deiner Zeit“. „Wenn doch auch du erkennetest zu dieser deiner Zeit, was zu deinem Frieden dient.“ (Luf. 19, 42.)

* * *

„Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde.“ Es gibt nicht einen ewigen Kreislauf dieser Welt, sondern es gibt eine Geschichte dieser Welt und der Menschen. Dem Anfang entspricht ein Fortgang, eine Geschichte.

Am Anfang. Damals fing es an, das Geschehen. Da floß aus Gottes Hand heraus all das Werden und Wachsen, das Kommen und Gehen, und in dem gewaltigen Strom dieser Geschichte, da Welle auf Welle sich drängt, steht ein Fels, an dem sich alle Wellen brechen, ein Wort aus einer ganz anderen Welt: „Ich bin, der ich bin“. Gott hat sich von dieser Welt nicht zurückgezogen, daß sie nun ablaufe wie ein Uhrwerk. Gott, der am Anfang das Werden geschaffen hat, hat nicht aufgehört zu schaffen. Er spricht, er greift ein, er handelt, er tut Wunder.

Er hat dem Menschen durch sein Wort die Welt untertan gemacht und hat, als der Mensch in die Sünde gefallen war, durch ein zweites Wort: „Adam, wo bist du?“ ihn wieder gerufen, durch ein Wort der Gnade und des Gerichts zugleich, mit dem er bei ihm anknüpfte zu einem neuen Anfang, dem Anfang einer neuen Geschichte: die erste Verheißung der Erlösung. Und aus der Menschheit, die sich über die Erde zerstreute, hat er ein Volk erwählt und hat in diesem Volk seine Offenbarung gegeben. „Er hat seine Wege Mose wissen lassen.“ Zu ihm sprach er: „Ich bin, der ich bin“. „Ich werde sein, der ich sein werde.“ An dem, wie ich handeln werde, werdet ihr erkennen, wer ich bin. Und nun führt er sein Volk nach seinem Rat anders als alle anderen Völker. Ihm gibt er sein Gesetz und läßt auf tausend Weisen einüben die eine Wahrheit von der absoluten Kluft zwischen dem heiligen Gott und dem Sünder. In diesem Volk führt er seine Gottesgeschichte weiter bis zu Jesus Christus, seinem Sohn, dem Seiland der Welt. Nicht nur am Anfang hat Gott die Welt geschaffen. Gott schafft, Gott spricht immer wieder: Es werde! Gott handelt in der Geschichte der Menschheit — wir sehen es jetzt wieder in der Erweckung großer Scharen in Rußland, ehe dort eine neue Zukunft sich gestaltet hat, er führt seine Geschichte durch die Geschichte der Reiche dieser Welt hindurch zu seinem Ziel.

* * *

Der Anfang hat einen Fortgang und auch ein Ziel. Dem Anfang entspricht ein Ende. „Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde.“ Da fing das Geschehen an. Da stehen wir am Quellpunkt der Geschichte, und dem Anfang entspricht das Ende wie die Ernte der Saat. Wie Gott einen Anfang gesetzt, so setzt er auch ein Ende.

Die eine Hand hat Gott an den Beginn, um das erste Werden der Erde und der Menschen gelegt, die andere Hand legt er am Ende um das Sterben alles Geschehens. Dann kommt ein Tag, da wird er seine beiden Hände zusammenziehen und wird alles und alle vor seinen Thron rufen, was je gewesen ist und gelebt hat. Aus seiner Hand floss alles Geschehen. Vor ihm muß sich alles Geschehen wieder ausweisen. Der damals sprach, wird dann wieder sprechen. Er sprach am Anfang das erste Wort. Er spricht am Ende das letzte Wort. Das ist das Gericht.

Und er wird uns am Ende nach dem Anfang fragen. Damals hieß es über allem, was er geschaffen hatte: „Siehe da, es war sehr gut“. Und wie wird es am Ende sein?

Die Schöpfung zerrissen und unter dem Fluch, alle Glocken zersprungen, auf allen Blumen die Spur der Schlange, die darüber gekrochen ist, weil der Mensch gefallen war schon kurz nach dem Anfang in die Sünde. Himmel und Erde wird Gott vor seinen Thron rufen. Alles, was er am Anfang geschaffen hat. Und sie werden seine Zeugen sein: alles verderbt, alle verloren!

Aber dann wird er weiter sprechen. Dann wird ein Name erschallen. Dann wird geredet werden von der Gottesgeschichte, von der Geschichte, „die da geschehen ist“. Da wird man von Jesus, dem Erretter und Heiland der Menschen reden, der durch sein Kreuz und seine Auferstehung die Menschen von dem Sündenbann gelöst und damit auch die Schöpfung befreit hat von dem Dienst des vergänglichen Wesens und ein Ende bereitet hat dem Seufzen der Kreatur — „daß alles durch ihn verfühnt würde mit Gott selbst, es sei auf Erden oder im Himmel, damit daß er Frieden machte durch das Blut an seinem Kreuz durch sich selbst“ (Kol. 1, 20).

Gott hat einen neuen Anfang gegeben in Jesus Christus, dem Haupt der neuen Menschheit, dem zweiten Adam, dem Erstling einer neuen Schöpfung. Und alle, die ihn im Glauben ergriffen haben, seine Gnadengeschichte als die Heilung ihrer Kranken, sündigen Lebensgeschichte angenommen haben, die sind Glieder dieser neuen Schöpfung und gehören zur neuen Menschheit.

Darum ist, wenn wir vom Anfang der Schöpfung durch die Geschichte der Menschheit hindurch auf das Ende schauen, die entscheidende Frage die: ob wir dieser Jesusgeschichte Gottes in unserem Leben begegnet sind, und ob wir sie ergriffen haben als unser Heil. Man kann nur durch Jesus am Ende bestehen und gerettet werden. Man kann nur an Jesus verloren.

gehen, wenn man den nicht annimmt, der uns von Gott zu unserer Rettung gesandt ist.

Darum hat Gott, der am Anfang das erste Wort sprach, sein letztes Wort dem Sohn übergeben. Durch ihn spricht Gott sein letztes Wort, zu den einen: „Ich kenne euch nicht — dann ist die Sache entschieden, und das Ende ist da —, gehet hin!“ und zu den anderen: „Kommet her, ihr Gesegneten meines Vaters, ererbet das Reich.“

Dann wird Gott noch einmal sprechen: „Es werde!“ Und er wird einen neuen Himmel und eine neue Erde schaffen, und „wir werden bei dem Herrn sein alle Zeit“. Gott schafft einen neuen, seligen Anfang. In allen Schilderungen der zukünftigen Welt in der Schrift sehen wir die Gläubigen am Anfang stehen. Wir hören die Ouvertüre; wir schauen den Anfang der Herrlichkeit, und es ist noch gar nicht abzusehen, wie der Fortgang sein und was noch alles kommen wird an Herrlichkeit. Aber eins ist gewiß: die Welt und ihre Geschichte haben einen Anfang und ein Ende. In Gott ist kein Anfang und Ende. Und für die, die aus dieser Welt und ihrer Geschichte sich hineingerettet haben durch Christus in den lebendigen Gott, die sein Reich ererben, für die wird es kein Ende der Gottesherrlichkeit geben in Ewigkeit.

(Daß in obigen Ausführungen Gedanken von Herrn Professor D. Karl Heim widerklingen, wird der Kenner bemerkt haben. D. Verf.)

Adam, wo bist du?

I. Mose 3.

I. „Sollte Gott gesagt haben?“ (I)

In der wahrhaft ergreifenden Geschichte vom Sündenfall (I. Mose 3) sehen wir sogleich im ersten Vers, daß der böse Feind seinen gesammelten und geschlossenen Angriff lenkt auf das eine dünne Band, in dem die Verbindung zwischen Gott und dem Menschen lag, auf das Wort Gottes. „Sollte Gott gesagt haben?“ Diese erste Frage der Schlange zeigt uns, wohin der Stoß des Feindes gerichtet ist.

Dies kann uns ein Wegweiser sein zum Verständnis der ganzen Geschichte, und wir wollen unseren Text, den man nach vielen Seiten hin ausfragen kann, um ihn unerschöpflich zu finden, heute betrachten mit dem Blick darauf, wie Gottes Wort in dieser Geschichte wirkt, und wie es ihm geht. Wenn der Feind seinen Angriff auf das Wort Gottes richtet, das der Herr zum Menschen gesprochen hatte, dann wird das wohl die eine Macht sein, durch die der Mensch an Gott gebunden ist und auf der die Gemeinschaft zwischen Gott und Mensch beruht. Und so ist es auch.

Der Mensch muß vor der Welt, die Gott geschaffen hatte, wie vor einem großen Rätsel gestanden haben. Er sah sich selbst, er beobachtete die Natur um sich her und die Tierwelt und fragte nach dem Sinn alles Seienden. Er schaute die Sterne zu seinen Häupten und suchte ihre krause Schrift am Himmel zu verstehen und konnte sie doch nicht deuten. Er lauschte in alle Weiten dieser Erde hinaus, ohne daß ihm irgendwoher eine Antwort gekommen wäre auf seine Fragen.

Und Fragen müssen in seiner Brust gelebt haben, dieselben Fragen, die später die Heiden, die von Gott nichts wußten und die, freilich anders als Adam, unter dem Fluch der Sünde und des Todes standen, bei der Betrachtung der Welt, ihrer Schönheit und ihrer Not veranlaßt haben, sich ihre Götter zu erdichten und ihre Religion zu erdenken mit all ihren Gebräuchen, Schrecken, Sehnsüchten und Hoffnungen.

Aber das, was Adams Fragen zur Ruhe brachte, war nicht eine Religion, die er sich erfand, sondern Gottes Offenbarung. Gott sprach zu ihm. Der lebendige und ewige Gott erschloß sich ihm in menschlicher Weise, und zwar durch das Wort. Gott sprach zu dem Menschen. Er zeigte ihm seine Aufgaben und schenkte ihm seine Welt, in der er sich seines Lebens

freuen sollte. Gott offenbarte sich selbst, so daß der Mensch nun seinen Gott kannte, seinen Gott, das ewige Ich, zu dem er, der kleine Mensch, du sagen sollte, und mit dem er Gemeinschaft haben durfte, das reiche Herz, an das er sein Herz werfen konnte, den Herrn, dem er sich hingeben und dem er dienen wollte.

Und bei diesem gnädigen Herüberkommen Gottes zu dem Menschen war das Band der Verbindung Gottes Wort, die Tatsache, daß Gott zu dem Menschen sprach und sich ihm erschloß. Der Mensch konnte von sich aus nicht in Gott eindringen. Gott offenbarte sich ihm.

Darum legt der Teufel, der große Gegner des Herrn in der Höhe, als er Gott die Krone seiner Schöpfung verderben sollte, sein gesammeltes Feuer auf diese dünne Verbindungslinie in der aufwiegeln und Zweifel weckenden Frage: „Sollte Gott gesagt haben?“

Er konnte Gott in seinem Himmel nicht antasten. So machte er seinen Angriff auf den Menschen, das Ebenbild Gottes, den Herrn seiner Schöpfung. Brachte er den Menschen unter seine Botmäßigkeit, so war auch Gottes Ehre und Herrlichkeit in dieser Welt in Frage gestellt, weil dadurch Verwirrung kommen mußte in die ganze Schöpfung Gottes. Wollte er aber den Menschen verderben, so mußte er ihn trennen von Gott, innerlich die Verbindung zu durchschneiden suchen, die den Menschen hielt in der Gemeinschaft Gottes. Und deshalb die Frage: „Sollte Gott gesagt haben . . .?“

Dem bösen Feind ist sein Plan geglückt. Er hat die Menschen irregemacht an dem Wort ihres Gottes und damit sie losgerissen von dem Herrn; freilich hat Gott diesen Plan durchkreuzt und durch sein neues Wort: „Adam, wo bist du?“, durch sein Weiterreden mit den gefallen Menschen in Gericht und Gnade doch aus dem Fall ein Wiederaufstehen geschenkt und ihnen Erlösung aus der Sünde bereitet.

Aber was dort, ehe Gott sich um den gefallen Adam gekümmert hatte, umherging, der Mensch, losgerissen von seinem Gott, in dumpfem Bewußtsein des kommenden Verderbens, vor Gott sich fürchtend und sich versteckend, unsichtbar und flüchtig, wo er früher als Herr gewaltet hatte, hinter den Bäumen und im Schatten, wo er zuvor in der Sonne stand, das war das Werk des Meisterschusses des Satans. Er hatte das Verhältnis zwischen Gott und dem Menschen ins Herz getroffen und dieser Verbindung die Lebensader durchschnitten, als er den Menschen irregemacht an Gott.

Das ist noch heute die Art der Kriegführung des bösen Feindes, daß er die Menschen loslöst von Gott, indem er sie irregemacht an seinem Wort. Ist Gottes Wort dem Menschen ein leerer Schall geworden, ist sein Herz nicht verankert in der Offenbarung des lebendigen Herrn in der Höhe,

dann ist er in dieser Welt wie ein Schiff, das ohne Steuer im Sturm umhertreibt.

Gottes Wort gibt Antwort auf die tiefsten Fragen des Woher und Wohin, des Warum und Wozu. Wer aber dieses Wort ablehnt oder verachtet, der muß sich auf dem Markt der Weltanschauungen und Menschenmeinungen jeweils mit der wechselnden Mode eine neue Religion und ein neues Lebensideal kaufen und wird haltlos und ziellos von den Zeitströmungen hin- und hergeworfen. Warum wir auf der Welt sind, und wohin die Reise geht, ja, wenn das die Menschen wüßten! Daß sie es nicht wissen, das ist in ernstesten, ehrlichen Stunden ihre größte Qual. „Was soll all der Schmerz, die Lust?“ Und wer kann mir sagen, was denn nun wirklich schwarz ist und was weiß, was gut und was böse? Und wer gibt mir eine Erklärung für all das Leid und Elend dieser Zeit, wer öffnet mir die Augen für den Sinn der Weltgeschichte oder auch nur der Geschichte meines Lebens? Gottes Wort hat Antworten auf diese Fragen. Aber wer diese Antworten nicht hören will, der hängt völlig in der Luft, der treibt mit dem Strom, und bald wird man ihn auch mit den Wölfen heulen hören. Er lebt dahin und stirbt dahin! Wohin?

Auch da keine Antwort. Nur dieselbe dumpfe Furcht, die dort über Adam lag, daß er des Todes sterben wird, eine furchtbare Furcht, aus der nicht einmal die Frucht eines gesegneten Aufwachens kommen kann; denn ohne Gott weiß niemand die Deutung dieser unerklärlichen, rätselhaften Friedelosigkeit zu sagen, daß wir durch Furcht des Todes im ganzen Leben Knechte sind.

Woher all dies Leid dieser notvollen Menschen? Der Feind hat die Verbindung durchschnitten zwischen ihnen und dem lebendigen Gott. Sie kennen das Licht der Offenbarung Gottes nicht. Gottes Wort ist da, aber sie wollen es nicht hören. Wie soll es anders als dunkel sein in der Dunkelheit? Wie kann etwas anderes herrschen als Todeseinsamkeit und Grabesstille da, wo man die Stimme des Redenden nicht hören mag?

* * *

„Sollte Gott gesagt haben?“ Mit dieser Frage hat der Feind den Menschen irregemacht an Gottes Wort. Wie ist ihm das gelungen? Wenn wir fragen, welches das Verhalten des Menschen dem Wort Gottes gegenüber sein sollte, so tun wir gut, von Adam, dem Vater des Unglaubens und des Ungehorsams, hinüberzuschauen zu dem, den die Schrift den Vater des Glaubensgehorsams nennt, zu Abraham. Er vertraute dem Wort des Herrn, und er gehorchte dem Wort des Herrn. Als Gott ihn rief, da folgte er und vertraute dem, den er nicht sah, als sähe er ihn, zog aus seinem Vaterland und aus seiner Freund-

schaft und wußte nicht, wo er hinkäme. Er gehorchte, ohne zu fragen. Und als der Herr ihn auf die schwerste Probe stellte, daß er seinen Sohn opfern sollte, da mag er wohl zitternd emporgeschaut haben zu diesem rätselhaften Wort seines Gottes; aber muß er wählen zwischen seinem Gott und seinem Sohn, so wählt er seinen Gott. Und muß er seinen Sohn in den Tod geben, so steht ihm über dem allen Gottes alte Verheißung fest. Und er dachte: „Gott kann auch wohl von den Toten erwecken“. Er vertraute, und er gehorchte.

Daß bei Adam dieses Vertrauen und Gehorchen ins Schwanken kam und vernichtet wurde, das hat der Feind getan.

Sollte Gott gesagt haben: „Ihr sollt nicht essen von allerlei Bäumen im Garten?“ Mit dieser Frage suchte er in der Frau Zweifel zu wecken. „Auf Zweifel reimt sich nichts als Teufel“, sagt Goethe im Faust. Es ist der Satan, der da, wo Vertrauen sein sollte, diese Höllensaat gesät hat; und er wendet dabei ein Mittel an, das bis auf den heutigen Tag von ihm mit viel traurigem Erfolg gebraucht wird: er nimmt etwas von Gottes Wort hinweg und fügt etwas zu Gottes Wort hinzu. Er fälscht Gottes Wort.

Er nimmt etwas von Gottes Wort hinweg. Gott hatte gesagt: „Du sollst essen von allerlei Bäumen im Garten; aber von dem Baum mitten im Garten sollst du nicht essen“. Den ersten Teil des Wortes, in dem Gottes ganze reiche Liebe den Menschen umfing: „Du sollst essen von allerlei Bäumen im Garten“, läßt der Versucher fort und fügt nun auf der anderen Seite in teuflischer Verdrehungskunst und in lügnerischer Übertreibung etwas hinzu und stellt es so dar, als habe Gott gesagt, sie sollten von allerlei Bäumen im Garten nicht essen, während Gott doch nur einen Baum den Menschen vorenthalten hatte.

Mit beidem, indem er das eine fortläßt und das andere hinzufügt, erreicht er seine Absicht. Er redet der Eva ein: „Gott ist euch nicht wohlgesinnt, im Gegenteil, Gott mißgönnt euch vieles. Er ist ein grausamer Herr, der die Menschen in einen Wald von Bäumen setzt und ihnen verbietet, davon zu essen“. Mit wenigen Zügen ist der Versucher schon an seinem eigentlichen Ziel, im Herzen des Menschen das Mißtrauen gegen Gott als einen finsternen Tyrannen zu wecken, und das erreicht er durch Fälschung des Wortes Gottes.

Ist es nicht heute noch ebenso? Der böse Feind stellt den Menschen das ganze Werk der Erlösung Gottes dar als ein freudloses Wort von einem harten Gesetz. Und nun wissen sie zu erzählen, was alles der tun muß, und was alles der nicht darf, und auf was alles der zu verzichten hat, der Gottes Eigen sein will. Den Gott der unerschöpflichen Liebe stellen sie dar wie einen Sklavenhalter, der mit der Peitsche seine Hörigen

jagt und quält, und eigentlich ist nach ihrer Meinung die christliche Religion ein beständiges Markten Gottes mit den Menschen, daß er ihnen von ihrer Lebensfreude soviel abziehe wie eben möglich.

Das ist Satans Betrug von jener ersten Stunde an, da er die Menschen an Gott irre werden ließ. Und dieser Betrug gelingt ihm so erschreckend leicht in unseren Tagen, weil die Menschen Gottes Wort nicht kennen und sich um Gottes Wort nicht kümmern. Wie viele würden es für eine Irreführung halten, wenn ich ihnen sage, daß Gottes erstes „Du sollst“ an den Menschen hieß: „Du sollst essen“; und doch steht es so da, eine Aufforderung zur Freude, zum fröhlichen Genuß alles dessen, was ein göttliches Vaterherz seinem Kind ersinnen konnte. Ein erstes Anschlagen der herrlichen Glocke, die auch in Jesu Worten so wunderbar läutet: „Ich bin gekommen, daß sie das Leben und volle Genüge haben sollen“. Das alles mit dem griesgrämigen Christentum, das nur vom Verzichteten redet und immer versagten Freuden nachtrauert, das ist die Lüge, und die Wahrheit ist das Rühmen der Kinder Gottes, daß sich „Leib und Seele freuen in dem lebendigen Gott“, daß sie, in den Stürmen des Lebens in Gottes Frieden geborgen, ihr Lied singen auch unter den Wolken, die über den Himmel ziehen, geborgen, weil sie im Vertrauen und Gehorsam ruhen in der Hand des treuesten Vaters. Das ist die Wahrheit: „Prediget von den Gerechten, daß sie es gut haben“; das ist die Wahrheit: „Es soll meine Lust sein, daß ich ihnen Gutes tue“ und „Sie sollen sich wundern und entsetzen über alle dem Guten, das ich ihnen tue“. Das ist die Wahrheit: „Wie hat der Herr die Leute so lieb!“ Das andere ist Lüge, und der Vater der Lüge ist von jener Stunde an geschäftig, das Wort Gottes zu entstellen und zu verzerren, um den Menschen Gott verdächtig zu machen und Mißtrauen gegen Gott zu säen.

Adam, wo bist du?

I. Mose 3.

I. „Sollte Gott gesagt haben?“ (2)

Die erste Frucht, die der Verführer bei dem Weibe, an das er seine Verführung herantrug, erzielte, war diese: sie fängt an zu schwanken, und auch sie fälscht Gottes Wort.

Nicht, als ob sie dem Satan alsbald nachgegeben hätte, nein, sie betont ihren Gehorsam und ihr Vertrauen Gott gegenüber: „Wir essen von den Früchten der Bäume im Garten“. Und doch zittert durch ihre weitere Rede schon ein leises Schwanken, da, wo sie zu dem Verbot des Herrn: „Esset nicht davon“ hinzufügt, Gott habe gesagt: „Rühret es auch nicht an“. Auch sie übertreibt. Statt sich schlicht an das Wort Gottes zu halten, sucht sie es noch zu verschärfen. Sie will es noch genauer nehmen, als Gott es genommen haben will, und macht sich ein Gesetz über das einfache Verbot Gottes hinaus: Esset nicht davon! — Rühret's auch nicht an!

Wie manche sind diesen selben Weg gegangen. Sie waren überentschieden im Gehorsam gegen jedes Gebot und konnten nicht Worte finden scharf genug, um Gottes Gehorsam aufzurichten, und konnten darüber doch nicht verbergen, daß sie damit gerade verrieten, wie schwankend sie innerlich schon geworden waren. Der einfache Glaube und das stille gehorchende Herz braucht keine Verschärfung der Gebote Gottes. Es ist seine Lust, seines Gottes Willen zu tun; aber wo ein leises Abweichen sich schon einzuschleichen beginnt, da haben die Menschen immer wieder sich zu halten gesucht, indem sie nun nach der anderen Seite zu weit auslugen und zu Gottes Geboten noch ihre Forderungen und Vorschriften hinzufügten: das nur sei der wahre Gottesgehorsam, wenn man über Gottes einfaches Gebot es noch hinaustriebe. So entstand Möncherei und Werkerei. Da haben die einen das Leben verlassen, in das sie Gott stellte, und die anderen verboten, ehelich zu werden, oder trieben die Leute zu Unnatur und Gesetzlichkeit auf diesem Gebiet. Die einen kasteien ihren Leib, und die anderen gehen durch Gottes leuchtenden Sonnenschein hindurch mit dem finsternen Gruß: memento mori (denk auch immer ans Sterben). Und wer zählt alle die Überforderungen des Gewissens und die gesetzlichen Schranken, in die man die Menschen hat einzwängen und sperren wollen, damit sie Gottes Wort halten möchten. Und das hat auch nur dazu gedient, daß die Menschen, wenn sich dies alles überschlug

und sie an der Kraft ihres Willens zuschanden wurden, Gott entfremdet waren und fern von seiner Liebe. Das hat der Feind getan, dem es ebenso lieb ist, wenn Menschen durch übertriebenen Gesetzeselifer, wie wenn sie durch Leichtfertigkeit und Liederlichkeit von ihrem Gott getrennt werden. Und deshalb fälscht er Gottes Wort und legt anderen solche Verfälschungen ins Herz. Den einen stellt er Gott als streng und grausam hin, den anderen als zu lax und lau, so daß sie sein Gebot noch überbieten müßten. Und statt sich in Einfalt des Glaubens an das klare Wort Gottes zu halten, leiden die Menschen so oder so am Glauben Schiffbruch und sinken ins Verderben.

* * *

Lag darin, daß Eva als Gottes Verbot behauptete: „Kühret es auch nicht an“, nicht ein Anzeichen, daß sie mit dem Gedanken gespielt hatte oder in diesem Augenblick spielte, die Frucht des Baumes wenigstens einmal anzurühren, wenn sie auch nie davon essen wollte? Wie wäre sie sonst auf dieses Wort gekommen? Es ist, als ob sie sich innerlich selbst zurück-schrecken wolle von einem verbotenen Wege. Da bedurfte es nur noch einer kräftigen Lüge des Verführers, und das schon so schwankende Weib war völlig in seiner Gewalt. Das zeigt sich darin, daß es Gottes Wort beiseiteschiebt und es nun heißt: „Das Weib schaute an“. Die Schlange hatte die Folgen der Sünde geleugnet: „Ihr werdet mitnichten des Todes sterben!“ Das Wort hatte Wurzel geschlagen, und wir sehen bei Eva, was bei unzähligen Menschen späterhin der Anfang des Sündenweges war: sie nimmt die Warnungen und Drohungen, die Gott ausgesprochen hatte, nicht mehr ernst. Da ist sie in den Weg eingebogen, auf dem uns an einer Wendung die Salzsäule von Lots Weib begegnet, die auch Gottes Warnung nicht ernst nahm, auf dem wir nach Sodom gelangen, der Stadt, in der die Menschen untergingen, denen Gottes Drohungen! lächerlich gewesen waren, auf dem auch Petrus damals wanderte, als er des Meisters treues Wort in den Wind schlug und dann mitten in des Satans Sieb hineinlief.

Und auch heute ist dies ein erschreckend gefährliches Mittel des bösen Feindes, durch das er die Menschen sicher macht auf dem Wege der Sünde, daß er sie die Warnungen und Drohungen des Wortes Gottes nicht ernst nehmen läßt. „Ihr werdet mitnichten des Todes sterben!“ Ja, man wagt kaum noch, von Gericht und von Verlorengehen zu predigen. Wir aber wollen nicht müde werden, die Botschaft von der Liebe Gottes so zu verkündigen, wie wir sie gehört haben aus dem Munde der ewigen Liebe selbst, der dabei den dunklen Hintergrund nie verschwiegen hat, daß die Verächter und Übertreter geworfen werden in die

äußerste Sinsternis: „Da wird sein Heulen und Zähneklappen“. Es steht geschrieben: „Welches Tages du davon issest, wirst du des Todes sterben“. Auch das Gericht wollen wir klar verkündigen, damit doch niemand Gottes Wort beiseiteschiebe, um zum Sündigen die Bahn freizuhaben.

So hat es Eva gemacht. „Das Weib schaute an.“ Bis dahin war der Ort, da der Baum der Erkenntnis des Guten und Bösen stand, ein Ort heiliger Schauer und frommer Scheu gewesen. Gottes Wort war um diesen Baum her. Durch des Herrn Spruch war er ihnen verboten. Jetzt, wo ihr Gottes Wort entkräftet und ihr Gottes Strafandrohung fraglich wurde, war ihr auf einmal diese Scheu genommen. Sie schaute an.

Wenn das Herz nicht im schlichten Gehorsam gegen Gottes Wort bleibt, dann wird der ganze Mensch zuchtlos nach Leib und Seele. Dann stehen die Sinne offen, daß die Sünde durch Augen und Ohren ins Herz hineinsteigt wie die Diebe durchs Fenster. Dann regen sich die Begierden, die früher von der Furcht Gottes gezügelt wurden, und die Blicke fahren frech und ungehemmt umher, tasten alles ab, schauen in alles hinein. Dann bricht die Lust des Fleisches hervor und beherrscht die Menschen.

Durch diesen Blick, den Eva tat, als sie Gottes Wort beiseitegeschoben hatte, war der Sünde Tor und Tür geöffnet. Die Sünde ruht vor der Tür unseres Herzens. Der Kiesel an der Herzenstür ist Gottes Wort: du sollst nicht! Wird dieser Kiesel zurückgeschoben, so wie Eva Gottes Wort jetzt beiseiteschob, dann ist die weitere Sündengeschichte nicht mehr aufzuhalten; dann brechen die Dämme, und die Flut dringt herein. Dann kann Eva nicht mehr Halt gebieten, wo sie will. Ein Gedanke drängt den anderen, eine Lockung übertönt die andere. „Sie schaute an und nahm und aß und gab, und er aß.“ Dann geht es erstaunlich schnell auf dem Wege der Sünde; dann, wenn Gottes Wort beiseitegeschoben wird. Dann ist der Mensch, von Gott getrennt, in des Satans Gewalt und unter dem Einfluß seiner Verführerworte.

* * *

Gottes Gnade hat des Satans Plan durchkreuzt, sagte ich vorhin. Er hat den Menschen nicht gehen lassen in seiner Sünde, sondern weiter zu ihm gesprochen, und in diesem Reden Gottes war Gottes Gnade. Laßt mich jetzt nur noch eins zur Sprache bringen, indem ich darauf hinweise, wie Gottes Wort die Sünde aufdeckt und dem Menschen ans Licht verhilft. In die Ausrufen des Gott fliehenden Menschen hinein, in sein Sich-Verstecken und Entschuldigen dringt mit heller Klarheit das Wort Gottes, die Frage: „Hast du nicht gegessen?“ Zu diesem Bekenntnis, daß er von der verbotenen Frucht gegessen

habe, bringt den Menschen nicht sein Gewissen. Auch in der Not des unruhigen Gewissens redet der Mensch darum herum und sucht sich dem letzten Zugriff des Herrn zu entziehen. Das Wort: „Ich habe gegessen“ fällt nicht. Da sagt Gott dem Menschen seine Sünde auf den Kopf zu und nennt sie mit Namen: „Du hast gegessen!“ Alles andere ist Nebensache. Auf dieses Wort kommt es an: „gegessen“.

Der Mensch würde von sich aus dieses Wort nie aussprechen. Nur dieses Wort nicht! Nie! Dann gäbe er sich ja auf; dann wäre er ja verloren. Darum macht er Ausflüchte und redet von anderem. Der Mensch kann auch seine Sünde gar nicht mit Namen nennen. Das wäre ja schon der Anfang der Bekehrung, die Loslösung von der Sünde. Die kann nur Gott geben. Nicht einmal Buße tun kann der Mensch aus sich selbst. Buße ist eine Gabe Gottes, Buße ist eine Frucht des Wortes Gottes. Gott schenkt sie, indem sein Wort Sünde Sünde nennt und mit unerbittlicher Klarheit dem, der hören und sehen will, seine Sünde offenbart und seinen Schaden aufdeckt.

Gott will auch heute dieses Werk tun durch sein Wort. Und über der Sündenfallgeschichte, in der Gottes Wort so von dem Teufel und dem Menschen mißhandelt worden ist und in der die Sünde der Menschen sich vollendete dadurch, daß diese Gottes Wort von sich stießen, wollen wir doch dies mit freudigem Zeugnis rühmen: O, ein treues Wort Gottes, das uns doch immer wieder naheilt, und das uns durchaus nicht will verlorengelassen lassen. Es macht sich auch unter uns zu schaffen, Menschen von ihrer Sünde zu überführen. Gott, der dort mit seinem Wort unter die Bäume griff und den flüchtenden Adam herausholte, Gott, der in heiligem Ernst nichts von seinem Wort abhandeln ließ: „Ich hatte dir doch geboten, du solltest nicht davon essen“, er greift auch nach uns, er trifft mit seinem Wort auch unter uns jeden ins Herz, den es angeht. Und zu dem überführenden Wort des heiligen Gottes, das jeden verstummen läßt, der aus der Wahrheit ist, kann ich nur hinzufügen, was das fleischgewordene Wort Gottes ihm hinzufügte: „Wer Ohren hat zu hören, der höre“.

Adam, wo bist du?

I. Mose 3.

II. „Hast du nicht gegessen?“ (I)

In dem Wort, das Gott den gefallen Menschen zuruft: „Adam, wo bist du?“ liegt schon im Kern der Inhalt aller Gottesbotschaft an die Menschen enthalten.

Es ist der Ruf der Gnade, der den Menschen nicht gehen läßt in seiner Sünde, sondern ihn, während er ihn seiner Schuld überführt, doch wieder zu sich zurückruft.

Es ist zugleich der Griff des Gesetzes nach dem Schuldigen, der Ruf des Gerichts, der durch das ganze Wort Gottes hindurchklingt: „Adam, wo bist du?“ Auf diese Seite wollen wir zunächst den Nachdruck legen.

Es ist nicht so, als ob die Bibel erfüllt wäre von der Frage: Gott, wo bist du?, als ob das Suchen und Tasten, das Forschen und Dichten von Menschen uns berichtet würde, die, so wie die Heiden in ihren Religionen, nach Gott suchten und sich ihre Gottheit vorzustellen und darzustellen trachteten.

Nein, nicht: „Gott, wo bist du?“ — „Adam, wo bist du?“ Dieser Ruf hallt durch die ganze heilige Schrift. Nicht der Mensch sucht Gott, sondern Gott sucht den Menschen, der von ihm abgefallen ist durch seine Sünde. Die Bibel redet nicht vom Gottsuchen der Menschen — darüber gibt es der Bücher viele —, sondern vom Suchen Gottes, das dem Verlorenen nachgeht. Darüber gibt es nur dieses eine Buch, durch das Gott den Sünder sucht.

Die Menschen freilich lieben es anders darzustellen. Das Herz, das Gottes Ruf ausweichen will, hat einen ganz gewöhnlichen Gaunertrick angewandt. Ähnlich wie der verfolgte Verbrecher, wenn er sich dem Zugriff der Sächer nicht mehr entziehen kann, mit dem Ruf: „Haltet den Dieb!“ die Aufmerksamkeit von sich abzulenken und auf andere zu richten sucht; so will der Mensch nicht der von Gott gesuchte Übeltäter sein, sondern gibt vor, daß er Gott suche.

Und aus mehr als einer Äußerung solcher Gottsucher klingt es deutlich heraus, daß eigentlich Gott der Angeklagte ist, der wohl allein die Schuld daran trägt, daß die Menschen in der Sünde wandeln und nicht vor seinem Angesicht. Warum verhüllt er sich? Warum tritt er nicht ganz anders mit seiner

Allmacht und Herrlichkeit aus der Zurückhaltung heraus und überführt die Menschen von seiner Majestät?

Tatsächlich sind Männer aufgestanden, die glaubten, sie müßten Gott in Schutz nehmen und Apologetik treiben, Verteidigung Gottes. Das Wort ist schon beinahe eine Lästerung. Als ob Gott einer Verteidigung bedürfte! Nein, nicht Gott ist der Angeklagte, sondern: Adam, wo bist du?, der Mensch ist der Angeklagte, überall, wo Gottes Wort verkündigt wird.

Es ist auch nicht so, als ob wir irgendwie Gott gegenüber Zuschauer sein könnten, unbeteiligte Beurteiler seiner Botschaft und seines Handelns, nein, immer und in jedem Punkt, wo wir es mit Gott zu tun haben, sind wir die Angeklagten. Wir! Ihr! Du!

Dem Wort Gottes und seiner Verkündigung gegenüber kann die Haltung des Menschen nicht die sein, daß er sich dafür interessiert oder nicht interessiert. Man hat Interesse für die Kirche und ihre Verkündigung, wie man etwa für ein Kunstwerk Interesse hat, oder man hat keins. Nein, beim Wort Gottes handelt es sich immer um eine Anklage, bei der der Anwalt, das Gesetz, die Todesstrafe beantragt hat und des Richters Spruch gegen den Angeklagten ausfällt. Unsere, der Prediger Aufgabe ist es demnach nicht, Menschen für die Kirche und ihre Arbeit zu interessieren, sondern, sie zu retten vom ewigen Verderben.

Darum müssen wir alle erst von unserem Verderben überführt werden. Und nichts kann uns dazu so helfen wie diese Geschichte vom Sündenfall und dieses Wort Gottes, das wie ein Scheinwerfer unser Leben beleuchtet: Adam, wo bist du?

Welche Lage dies Wort beleuchtete, wurde bereits vorher ausgeführt. Der Mensch im Mißtrauen gegen Gott, bei dem er jetzt nur Neid und Mißgunst voraussetzte, hatte Gottes Wort beiseitegeschoben: das Weib schaute an. Da war die Geschichte der Sünde nicht mehr aufzuhalten.

Ja, da wurde es eine Geschichte der Sünde; denn der Sünder ist immer aktiv und tätig, die Sünde weiter auszubreiten. „Das ist der Fluch der bösen Tat, daß sie fortzeugend Böses muß gebären.“

„Sie gab ihrem Manne auch davon, und er aß.“

Der Mensch hat eine unüberwindliche Sucht, andere in die Sünde zu verführen. Er will Genossen seiner Sünde haben. Er will nicht allein in der Sünde sein. Auch andere sollen wie er ihr Leben verwirken und unter der Furcht vor dem Gericht stehen. Es ist fast, als wäre es ein teuflischer Trost zur Beruhigung des angstvollen Gewissens, als ob es der Mensch leichter aushalte in seiner Sünde, wenn er andere bei sich hat in derselben Verdammnis. Auch will er sich nicht schämen vor dem Bild der anderen, die sich von der Sünde abwenden, und

darum versucht er es mit Lockung und Drohung, mit Spott und Schmeichelei, andere in dieselbe Sünde hereinanzuziehen. „Sie gab ihrem Manne auch davon.“ O trauriges Bild von uns allen. Wir sind alle Agenten der Sünde und des Teufels.

„Und er aß.“ Kurzer Bericht über eine Sache voll ewiger Not, kurzer Bericht und lange, trostlose und traurige Geschichte, kurzer Bericht und große Schuld. Adam war verantwortlich. Gott fragt später: „Hast du nicht gegessen?“ „Und er aß.“ Der führen und der ein Salt sein sollte, läßt sich verführen und kommt zu Fall.

* * *

Wie äußert sich dieser Fall? „Da wurden ihre Augen aufgetan“, und ein unbestimmtes Bewußtsein, zunächst mehr gefühlsmäßig als klar erkannt, von dem, was Schuld ist, und zugleich von dem kommenden Verderben, der erste Vorgeschmack des Todes kam über sie.

Aber sie machten es, wie auch heute es jeder Sünder macht. Sie suchten sich zu beruhigen. Weil sie ihre Nacktheit erkannten, machten sie sich Schürzen aus Feigenblättern, wohl um sich voreinander zu verhüllen, ohne Zweifel aber auch irgendwie gleichsam zur Abwehr gegen Gott.

Das war töricht. Aber so töricht ist nichts, daß der Mensch es nicht unternähme, um sich scheinbar zu beruhigen und sich zu täuschen, daß er gesichert sei vor Gott. Wie oft suchen wir uns, wenn das Gewissen erschüttert ist, durch irgendeine nichts-sagende Redensart oder gar durch Vergleichung mit anderen, die noch schlimmer zu sein scheinen als wir, zu beruhigen, durch Dinge, die noch törichter sind als der Versuch des Menschen damals, sich durch Feigenblätter vor Gottes Blick zu verbergen.

Und das Gewissen gibt sich zufrieden, wenn es nicht schärfer angefaßt wird. Wir fallen in eine Art trotziger Gleichgültigkeit: es wird sich schon geben! Wenn man einmal darüber geschlafen hat oder nach zwei, drei Tagen ist alles wieder still und wieder vergessen. Wir fühlen uns wieder geborgen und im übrigen: man wartet ab.

Da hörten sie Gottes Stimme im Garten. Irgendwie hat sich ihnen die Gegenwart Gottes bezeugt. Er ist da! Ja, Gott ist auch noch da! Und er kommt!

Daran ist nichts zu ändern. Und ob die Menschen heute es leugnen wollen — sie mögen mit dem Munde es bestreiten und mit ihrem Verstand sich plagen, ihn wegzuweisen — ihr Gewissen hört die Stimme Gottes im Garten ihres Lebens. Ihr Gewissen gibt ihnen Zeugnis: er ist da! Er kommt!

Die Stimme Gottes ertönt, und das ist genug für Adam und Eva. Sie fühlen alsbald, daß die Feigenblätter, mit denen sie sich so wohlausgerüstet glaubten, wertlos sind.

O, wie verblaffen da alle Gründe, die man sich vorher so schön zurechtgelegt hatte, wie versagen da alle hohen Worte, mit denen man Gott leugnete, wie verschlägt es dem Menschen die Rede. Wir haben unsere Sünde mit allzu vielen Blättern bedeckt. Wenn Gottes Stimme an unser Gewissen dringt, wenn wir das Geräusch seiner Schritte vernehmen, dann wird der Mensch ohne viele Umstände zwangsgestellt.

Sie konnten Gott nicht leugnen, sie fühlten seine nahende Gegenwart. O, nur ihm nicht begegnen! Nur jetzt nicht! Diesem Auge nicht! „Sie versteckten sich vor dem Angesicht Gottes, des Herrn, unter die Bäume im Garten.“ Da fingen an die Wege der Flucht des Menschen vor Gott. Wie viele und wie endlose Straßen sind es seither geworden, Straßen, auf denen ein Volk wandert voll Unfall und voll Herzeleid. Wer unter uns kennt nicht die Not seiner Seele, da uns die Welt zu eng wird und wir uns zu verstecken suchen vor dem Angesicht Gottes. Goethe sagt einmal: „Wir sind das Geschlecht, das immer aus dem Dunkel in das Helle strebt“. Genau das Gegenteil ist wahr: Wir sind alle von dem Geschlecht, das immer aus dem Hellen in das Dunkle strebt. Wie arm und elend ist der Mensch, der im Bewußtsein seiner Sünde Gottes Nähe vernimmt. Früher so stolz, ist er jetzt so stumpf, so gedrückt. Noch war er nicht vor den Richterstuhl gefordert. Noch war kein Verkläger da. Aber sind nicht die Scham, die ihn überfallen hat, urplötzlich, unbekannt woher, und die Furcht, die ihn auf einmal beseelt, so daß er sich in dem Gefühl seiner Schuld in Schlupfwinkel verkriecht, die er früher weder kannte noch suchte, Beweise seiner Schuld genug? Die Beredsamkeit der ganzen Welt spricht uns nicht frei von der Schuldhaft, wenn unser Gewissen, von Gottes Gegenwart gefaßt, uns richtet. Oder ist es nicht so? Nun, dann gehe doch aus deinem Versteck hervor. Du hast ja nichts zu fürchten. Du kannst ja erhobenen Hauptes dem jüngsten Tag entgegensehen, und dir können ja die Posaunen, die vor Gottes Richterstuhl rufen, nur willkommen sein. Die unter uns sollen aufstehen, die das nicht aus Erfahrung kennen: „Sie versteckten sich vor dem Angesicht Gottes“. Nur ihm nicht begegnen!

Und doch, wie töricht ist es, sich vor Gott, dem Allgegenwärtigen, verbergen zu wollen. Nehmt das Bild freundlich auf: wie die Maus in der Halle umherirrt, wenn der helle Lichtstrahl einer Lampe sie trifft, und einen Ausgang sucht, den sie nie und nimmer wiederfinden wird — den sie nie und nimmer wiederfinden wird —, so ist der Mensch, der, in seiner Sünde

verhärtet, sich vor Gott verbergen will: „Wo soll ich hingehen vor deinem Geist, und wo soll ich hinfliehen vor deinem Angesicht? Führe ich gen Himmel, so bist du da. Bettete ich mir in die Hölle, siehe, so bist du auch da. Nähme ich Flügel der Morgenröte und bliebe am äußersten Meer, so würde mich doch deine Hand daselbst führen und deine Rechte mich halten. Spräche ich: Finsternis möge mich decken! so muß die Nacht auch Licht um mich sein. Denn auch Finsternis nicht finster ist bei dir, und die Nacht leuchtet wie der Tag, Finsternis ist wie das Licht“. (Psalm 139.) Die Nacht leuchtet wie der Tag! Wie gern möchten wir uns ins Dunkel drücken, daß uns sein Auge nicht sähe, aber: die Nacht leuchtet wie der Tag! Und das Dunkel ist vor ihm offenbar wie seine flache Hand. Sie verstecken sich! Vor Scham und Furcht!

Adam, wo bist du?

I. Mose 3.

II. „Hast du nicht gegessen?“ (2)

Da kam Gottes Griff. Gott erzwingt sich Gehör. Gott greift unter die Bäume und zieht den jammervollen Menschen ans Licht und ins Gericht. Hatte der Mensch bis dahin sich vor dem Angesicht Gottes unter die Bäume versteckt, so versteckt er sich vor Gottes Stimme hinter Ausflüchte. Er sucht das Bild zu verschleiben und redet von Dingen, die auch wahr sind, aber um die es jetzt zunächst gar nicht geht, nämlich, daß er nackt ist. Der Mensch windet sich in Gottes Hand.

Und weil er merkt, wie arm und schwach seine Ausflüchte sind, wird er frech und greift Gott selbst an. Das war doch nicht seine Schuld, daß er nackt war. Dessen hatte er sich vorher doch nicht geschämt. Darin lag nicht die Änderung seines Verhältnisses Gott gegenüber; aber indem er diesen seinen Zustand beklagt, ohne eine eigene Verschulung zuzugeben, flagt er Gott an. Gott ist schuld, daß sich Adam verstecken muß, Gott ist schuld an seinem ganzen Jammer.

Seid ihr diesem Adam nicht schon begegnet unter euren Freunden oder auch in eurem eigenen Herzen, diesem Adam, der Gott den Vorwurf macht: warum hast du mich so geschaffen? Warum hast du mir diesen Leib gegeben mit seinem heißen Blut? Warum habe ich von Natur diese Art?

Seid ihr diesem Adam nicht schon begegnet, liebe Freunde? Ich rede hier nicht, um mit Vergnügen diese erschütternden Vorgänge auszumalen. Ich rede hier nicht, wie ein Student redet, der die Krankheitsgeschichte eines Krebskranken berichtet, sondern ich rede, wie einer reden müßte, der selber Krebs hat. Ich erzähle hier nicht eine Geschichte, sondern ich rede von der Sünde, von meiner und von eurer Sünde.

Das ist der Adam, der Mensch, der Gott anklagt, bis Gott noch fester zugreift und ihm alle seine Ausflüchte und Entschuldigungen aus der Hand schlägt mit der einen Frage: „Hast du nicht gegessen?“ Dieses Wort mußte jetzt fallen: gegessen! Ja, Gott greift fest zu und läßt bei Adam den Vorwand erst gar nicht zu Worte kommen, als ob er aus Unwissenheit oder Versehen so gehandelt habe. „Ich hatte dir doch geboten, daß du nicht davon essen solltest.“ Gott läßt ihn nicht mehr ent schlüpfen. Das ist Schuld: du hast gegessen!

Man sollte meinen, der Mensch würde jetzt alle Umschweife beiseitelassen. Es hat ja keinen Zweck, darum herumzureden. Gott weiß ja alles. Aber da kennt ihr den Menschen schlecht, der sich hochhält, so lange er eben kann, und der sich noch vor Gott behauptet, wenn ihn schon die Flammen der Hölle umlodern. (Vgl. die Einreden der Verfluchten im Jüngsten Gericht, Matth. 25, 24.)

Wieder greift er Gott mit frecher Stirn an: „Das Weib, das du mir zugesellet hast, gab mir, und ich aß.“ Du hast es mir zugesellt. Du hast den Fehler gemacht. Du bist schuld. Immer wieder derselbe lästernde Mund, der eher Gott im Himmel beschmutzen will, als daß er des Menschen Schuld zugibt. Aber indem er dies Wort gesprochen hat, ist uns sein ganzes Verderben offenbar. Er schiebt die Schuld auf andere. Ich frage euch noch einmal: Seid ihr diesem Adam nicht schon oft begegnet unter uns und in eurem Herzen, dieser tief einwurzelnden Neigung, immer einen anderen vorzuschieben und einem anderen die Schuld aufzuladen? Bei jedem Unglück, das uns trifft als Folge unserer Schuld, immer, wenn wir vor den Scherben eines Glückes oder einer Hoffnung stehen, die wir uns selbst zerstört haben, ist unweigerlich dieses der erste Gedanke: wer ist daran schuld? Wir sind immer auf der Suche nach dem anderen, der eigentlich unser Elend verschuldet hat. Wir sind immer und unaufhörlich, bei Tag und Nacht, von früh bis spät, von der Jugend an bis ins Alter damit beschäftigt, uns zu entschuldigen und andere zu belasten.

Und nun laßt mich ein Trauerlied anstimmen über verunkene Herrlichkeit und über verlorene Ehre, darüber, wie grauenvoll und entsetzlich sich die innere Scheidung von Gott alsbald im Wesen des Menschen ausweist und uns angrinst.

Adam schiebt seine Frau vor, daß sie von Gott die Strafe bekommen soll. Hatte Gott ihn nicht vor diesem tiefsten und schändlichsten Sturz bewahren wollen, als er ihm bedeutungsvoll die Frage vorlegte, nicht: „Habt ihr nicht gegessen“, sondern: „Hast du nicht gegessen?“ Ach, der Mensch, der Gottes Wort beiseitegeschoben hat, hört nicht mehr auf Gottes Warnungen, hört auf keine mehr. Er fällt und tut einen tiefen Fall.

Was denkt ihr von einem Schüler, der, wenn die Strafe droht, den Genossen seiner Untat vorschleibt, damit er sich schon und damit dem anderen die Prügel zukommen? Was haltet ihr von einem Mann, der, wenn das gemeinsam verschuldete Unheil über ein Ehepaar hereinbricht, sich zu retten und in Sicherheit zu bringen sucht und seine Frau preisgibt, mag es ihr gehen, wie es will?

Ja, wenn Gott gefragt hätte: „Eva, hast du nicht gegessen?“ und Adam hätte sich vor sie gestellt: „Herr, strafe mich; denn ich bin schuld, ich hätte es verhindern müssen“. Aber nein, das kann der Mensch gar nicht mehr. Nichts Edles ist mehr in ihm, der am Morgen wie ein Sonnenjüngling vor uns steht in all der Herrlichkeit seiner männlichen Erscheinung, der seine Frau mit hellem Jubel begrüßt, als Gott sie ihm zuführt. Das war sein Weib! Und er war ihr Mann und ihr Beschützer. Ja, mit dem Mund, Adam, ja, in den Stunden der Erhebung! Aber jetzt, wo die Not kommt, da läßt er seine Frau im Stich und gibt sie preis. O jammervolles Bild! O tiefe, tiefe Schmach! Wie unedel! Wie unmännlich! Wie unritterlich! Wie schändlich!

Und zum dritten Mal frage ich euch: Seid ihr diesem Adam nicht oft begegnet unter uns Menschen und in eurem eigenen Herzen? So sind wir Menschen! So sind wir Menschen! Jeder gibt den anderen preis, jeder jeden anderen, auch den liebsten, vielleicht nicht mit klaren Worten, vielleicht nicht mit rauhem Stoß, aber innerlich, der Gatte die Gattin, die Gattin den Gatten, die Kinder die Eltern und die Eltern die Kinder, ein Stand den anderen, und jeder sorgt für sich, ein Kollege den anderen, ein Amtsbruder den anderen, und niemand sucht die Schuld bei sich, niemand.

Im Gegenteil, wir sind von Natur Mörder, wenn sich unsere Gedanken und Triebe in Taten bis zum Ende folgerichtig auswirken würden. Adams Sünde schwoll alsbald in seinem Sohne Kain bis zum Mord an, bis zum Mord an seinem Bruder. Eigentlich war aber schon in Adams Verhalten die Mördergesinnung; denn Gott hatte doch die Todesstrafe angedroht. Und ob Adam Eva nicht mit seinen Händen erwürgte oder totsclug, in diese Todesstrafe schob er sie doch hinein und gab sie dem Tode preis, um sich zu retten. O, armer Mensch! „Du sollst Gott lieben über alle Dinge und deinen Nächsten wie dich selbst.“ Von Gott abgefallen, gibst du deinen Nächsten preis. Das ist der Fall.

Ja, es ist ein Fall, nicht ein Urzustand, wo der Mensch noch auf tiefer Stufe stand und nicht Gottes Willen tun konnte, nein, ein Fall von oben nach unten, ein Sturz, nicht ein allmähliches Abwärtsgleiten, sondern eine Entscheidung. Und das war die Entscheidung: der Riß los von Gott. Er hat sich von Gott getrennt. Da ist alles zerbrochen. Das Ebenbild Gottes ist zum Zerrbild geworden. Es ist nichts heil geblieben. „Wir sind von Natur geneigt, Gott und unseren Nächsten zu hassen“. O große, tiefe Not!

Bernhard von Clairvaux sagt: „Wenn solch ein Sturz im Paradies geschehen ist, was wird aus uns werden im Schmutz der

Welt?" Ja, was soll aus uns werden? Wo das Wörtchen „vollkommen“ stand, da steht das Wörtchen „verdammt“. Wer dieses Wort an seinem Herzen erfahren hat, wer etwas geschmeckt und gefühlt hat von der Hölle, indem er sein Sündenwesen durchschauen lernte, dem kann Gottes Geist auch die andere Seite erklären an diesem Wort: das Nachgehen Gottes, das Suchen seiner Gnade, daß der Gefallene doch wieder gerettet würde. Er hat in seiner göttlichen Erbarmung die anderen nicht preisgegeben, sondern hat die anderen also geliebt, daß er seinen eingeborenen Sohn preisgab um ihretwillen.

Aber laßt uns, liebe Freunde, nicht zu schnell über dieses Wort hinweggehen, sondern den Herrn bitten, daß er es uns in alle Tiefen hinein offenbare und enthülle, daß es uns mit seinem Licht umstrahle und mit seinem göttlichen Griff erfasse, dieses Wort seines Gerichts: „Adam, wo bist du?“

Adam, wo bist du?

I. Mose 3.

III. „Und Gott, der Herr, rief Adam“ (I).

„Adam, wo bist du?“ Dies Wort war der Griff des Gerichts, mit dem der Herr den verlorenen Sünder vor sein Angesicht zog und ihm seine Sünde offenbar machte. Es war zugleich der Ruf der Gnade, die dem Gefallenen nachging auf dem Weg seines Verderbens. Ja, ich muß es so sagen: es war der Doppelgriff der Gnade und des Gerichts. Ich muß die Gnade zuerst nennen.

An demselben Tage, an dem die Sonne des ersten Paradieses unterging und die Nacht der Sünde sich auf das Menschengeschlecht herabsenkte, ist auch der erste Stern der Gnade Gottes aufgegangen in der Verheißung von dem Schlangentreter. In derselben Stunde, in der unser Verderben vor Gott offenbar wurde, ist auch das Wort der Gnade zu den Menschen gekommen. Ja, aus dem Wort: Adam, wo bist du? erkennen wir, wenn wir es recht verstehen, daß die Gnade dem Gericht über die Sünde voranging, weil es Gnade, nichts als Gnade war, daß Gott Gericht übte und die Sünde überhaupt als Sünde ans Licht zog, um den Menschen aus der Sünde zu retten. Auch das Gericht Gottes über die Sünde der Menschen wird von der Gnade regiert. Wir hören hier, wie der erste Akkord angeschlagen wird des Liedes, das hindurchklingt durch die ganze Geschichte Gottes mit den Menschen. Als Gott rief: „Adam, wo bist du?“, da hat er den Weg betreten, der auf den stillen Hügel Golgatha führt, wo Gottes Dürsten nach den Verlorenen und Verirrten, wo die Macht seiner Gnade offenbar wurde in dem Tode seines Sohnes.

Gnade war es, was sich nach Adam ausstreckte in diesem Ruf: Adam, wo bist du? Gottes Gnade ist auf die Erlösung des Sünders gerichtet. Von Gottes Gnade geht alle Erlösung des Menschen aus. Nicht die Frage: Gott, wo bist du? klingt aus der Geschichte des Sündenfalles heraus, daß der Mensch, der seines Elendes innegeworden war, sich nun zurücksehnte und nach der Hilfe Gottes suchte und schrie. Nein, der Plan des bösen Feindes war allzu gut geglückt. Er hatte den Menschen getrennt von seinem Gott, ihm Zweifel und Mißtrauen gegen Gott ins Herz gesenkt und ihn dann in den offenen Aufruhr gegen des Herrn Gebot verführt.

Und nun sehen wir die Menschen umhergehen unter einem dumpfen Druck, im Gefühl ihrer Verlorenheit, in unheimlicher

Ahnung des kommenden Gerichtes und des Todes, aber doch ohne klaren Einblick in ihr ganzes Verderben.

Sie waren auf der Flucht vor Gott, vor Furcht und Angst umhergetrieben, in das Dunkel sich drängend und doch vom Dunkel geängstigt, von Ungewißheit geplagt, sich aneinander klammernd und sich doch untereinander verfliegend. Sie waren miteinander verbunden und doch, wie alle Genossen einer Sünde, vom Augenblick der Sünde an eigentlich innerlich auseinandergerissen, zum ersten Male zwei Parteien, von der jede, wenn es hart auf hart geht, die andere fallen lassen wird. Der Mann und sein Weib, nein, der Mann und das Weib, das ihm Gott zugesellet hat, so nennt er es jetzt.

Verirrt! Verloren der Weg, erloschen das Licht der Lebensfreude, entschwunden der Friede.

In diese Not und Nacht hinein klang Gottes Ruf: Adam, wo bist du? Alle Erlösung geht von Gott aus. Nicht einmal den ersten Anfang einer Rückkehr zu Gott, nicht einmal einen Schrei aus der Tiefe, ein Gebet aus der Not bringen die Menschen aus sich hervor. Ja, sie sind so verloren, daß sie gar nicht wissen, daß sie verloren sind, und versuchen es so darzustellen, als wäre alles beim alten, nur daß sie jetzt ihre Nacktheit erkannt hätten. Da ist der Ruf Gottes: Adam, wo bist du? ein Ruf der Gnade. Gott kümmert sich um den Gefallenen, und den, der Gottes erstes Wort beiseitegeschoben und verachtet hat, ruft ein zweites Wort Gottes. Gott geht dem Verlorenen nach, und mit der alles durchdringenden Frage: Adam, wo bist du?, durch die der Mensch zwangsgestellt sich vor Gott entlarvt sieht, faßt ihn die weiche und milde Hand der nachgehenden Gnade seines Gottes. Du bist verloren! Das lag in dieser Frage: du hast dich verlaufen. Aber zugleich klang darin auch ein Ruf wie das zarte Locken eines Mutterherzens: verlorenes Kind, Komm heim!

In diesem Nachgehen Gottes lag die Erlösung, lag für den Menschen die Möglichkeit der Umkehr. Gott schlug die Tür nicht hinter dem Menschen ein für allemal zu, sondern er hielt sie offen und stellte sie offen für alle Zeiten. „Gott hat keinen Gefallen am Tode des Gottlosen, sondern daß sich der Gottlose bekehre von seinem Wesen und lebe.“ Was dies Prophetenwort und was das freundliche Rühmen unseres Seelandes von den offenen Vaterarmen, die auf die verlorenen Söhne warten, uns später vor Augen hielten, das steht auch schon auf diesem ersten Blatt der Geschichte Gottes mit den Menschen.

Gott hatte die Menschen als seine Kinder in seinen Garten gesetzt. Ach, er hatte es alsbald mit verlorenen Kindern zu tun, und seine Liebe, die nur so kurze Zeit Gelegenheit hatte, den Tag des ungetrübten Glückes des Menschen zu be-

strahlen, ist über dem Sturz und Fall der von ihm Geliebten wunderbar emporgestiegen als die Sonne seiner Gnade.

Wir gefallenen Menschen wissen nicht, wie Gottes Liebe denen schmeckt, die ohne Sünde vor ihm stehen. Davon werden einmal seine heiligen Engel ihre Psalmen singen. Wir aber wollen das preisen, was wir, die Sünder, von Gottes Liebe erfahren haben. Wir wollen singen das Lied von seiner Gnade, daß er uns nachgegangen ist, als wir ihn verließen, und daß nur durch sein Erbarmen wir den Weg zurück zu ihm gefunden haben.

Bei der Erlösung des Menschen tut Gott den ersten Schritt. So ist es auch heute noch. Wenn er nicht in seiner Gnade die Menschen ergriffe, würde kein Mensch selig. Mannigfaltig und immer aufs neue wird dies Zeugnis in seiner Gemeinde laut. „Sätt er sich nicht zuerst an mich gehangen, ich wär von selbst ihn wohl nicht suchen gangen, drum sucht' er mich und nahm mich voll Erbarmen in seine Arme.“ „Ihr habt mich nicht erwählt, sondern ich habe euch erwählt“, hat der Meister gesagt, und wundervoll erklingt nach Jahrzehnten das Echo im Munde seines liebsten Jüngers: „Darin stehet die Liebe: nicht daß wir Gott geliebt haben, sondern daß er uns geliebt hat und gesandt seinen Sohn zur Versöhnung für unsere Sünden.“ „Lasset uns ihn lieben, denn er hat uns zuerst geliebt.“

„Gott ist's, der es schafft.“ Dies Wort steht mit großen Buchstaben über allem Werk der Erlösung. Nicht wir sollen Buße tun, damit das Reich Gottes kommt, ruft uns der Meister in seiner ersten Rede zu, sondern: das Reich Gottes ist herbeigekommen. Gott hat sich aufgemacht, daß er sich eurer erbarme. Nun ist es an euch, daß ihr umkehrt und glaubt an das Evangelium. Nicht, weil wir uns zu Gott bekehren, liebt er uns, sondern weil er uns in Liebe nachgeht, können wir uns zu Gott bekehren, gibt es eine Möglichkeit der Rückkehr ins Vaterhaus.

* * *

Von diesem Grundton, der durch alles Wort Gottes hindurchklingt, von diesem Loblied über seine Gnade vernehmen wir auch in dieser Sündenfallgeschichte schon mehr als einen Vers.

Gnade war es, nichts als Gnade, daß Gott den Menschen von seiner Sünde überführte und ihn zur Verantwortung zog. Die Schlange empfängt ihr Urteil ungehört. In dem, was Gott über die Schlange sagt, ist kein Strahl von Hoffnung, sondern nur Fluch und Gericht enthalten. Die Schlange wird deshalb auch nicht zur Verantwortung aufgefordert.

Welch unaussprechliches Erbarmen lag darin, daß Gott einen Unterschied machte zwischen dem satanischen Bösen, bei dem von einer Erlösung nicht mehr die Rede sein kann, und dem menschlichen Bösen, das dem Menschen durch

Verführung angetan wurde, so daß der Mensch erlösungs-fähig ist. Gott wirft nicht alles und alle in dieselbe Verdammnis. Sein Auge schaut klar und scharf, und das Auge seiner Liebe sieht mit Erbarmen auf das Opfer des bösen Feindes.

Weil er den Menschen aus der Knechtschaft des Satans erretten will, darum ruft er: Adam, wo bist du?! Darum auch die Fragen an den Mann und das Weib.

Gott wußte alles. Um den Menschen zu finden, hätte es keines Rufens bedurft. Um den Menschen zu verdammen, war kein Verhör und kein Urteilspruch nötig: in seiner Sünde lag schon seine Verdammnis enthalten, und der Tod war sein Teil, seit er von Gott gewichen war.

Daß Gott mit ihm spricht, ihm seine Schuld aufdeckt, daß Gott sein Urteil begründet und dem Menschen den furchtbaren Zusammenhang zwischen Schuld und Strafe zum Bewußtsein bringt, das alles ist Gnade.

Gott offenbart die Sünde der Menschen in dieser Gnadenzeit immer nur, um sie zu tilgen, um den Menschen aus ihr zu lösen und zu erlösen.

In diesem ganzen Gespräch müssen wir in Gottes Handeln viel mehr den Arzt erkennen als den Richter, den Arzt, der heilen will, was ohne seine Hilfe untergehen muß. Darum legt er die Wunde so völlig bloß. Darum geht Gottes Gnade mit den Menschen so scharf ins Gericht. Darum erläßt er ihnen nichts an Beschämung und Beugung. Darum faßt er sie so hart an und greift immer fester zu. Darum stellt er mit seiner hellen Frage in alle Winkelzüge des Menschen hinein alsbald das Licht, das ihn entwaffnet: Hast du nicht gegessen? Nicht ihr, nicht das Weib, du bist der Schuldige. Darum schlägt er ihm den Einwand, als ob die Lage des Menschen nicht klar gewesen wäre, sofort aus der Hand: ich hatte dir geboten, du solltest nicht davon essen. Darum setzt Gott dieses Wort: „du hast gegessen“, dies grausame, furchtbare Wort, das der Mensch um jeden Preis vermeiden wollte, wie ein Schwert so spitz und scharf auf seine Brust. Darum verlegt ihm Gott alle Auswege und entlarvt jede Lüge und geht dem Menschen nach in seine Schlupfwinkel und Verstecke hinein und legt des Menschen Sündengeschwür offen hin an die helle Sonne, so daß kein Zweifel mehr an der Schuld des Menschen möglich war.

Das ist Gottes Liebe, die aus der Sünde retten will und deshalb alles aufdeckt, Gottes Liebe, die so ganz anders aus-sieht als mancher Menschen sogenannte Liebe, die zudecken und vertuschen und darüber hinwegsehen will und auf diese Weise einen Gebundenen nie zur Freiheit kommen läßt. Es ist Gnade, wenn Gott uns unsere Sünde nicht hingehen und uns zuschanden werden läßt auf dem Wege unseres Ungehorsams. Es ist Gnade, wenn Gott dem Ungestüm des Mose

in den Weg tritt und ihn 40 Jahre in die Wüste schickt, damit er ein Werkzeug seines Erbarmens würde zur Errettung seines Volkes. Es ist Gnade, wenn Gott seinem Propheten Elia, der sich verlaufen und den Mut verloren hatte, auf den Wegen seiner Verzagtheit nachgeht und ihn zurückeruft: was hast du hier zu tun, Elia?! Es ist Gnade, wenn die Gerichte des Heiligen über sein Volk gehen. „Aus allen Geschlechtern auf Erden habe ich allein euch erwählt“, sagt er im Propheten Amos zu Israel. „Darum will ich euch“ — nun verschonen? — nein, „darum will ich euch heimsuchen in aller eurer Missetat.“ Es ist Gnade, wenn Gottes Gerichtsruf kommt: Adam, wo bist du?

* * *

Und das ist das wunderbar Göttliche. Gott zerbricht und heilt in einem. Er zerschmettert den Sünder mit einem Flammenswort: wo bist du, hast du nicht gegessen?, und ist in diesem Wort doch nur auf sein Heil bedacht. Das ist Gott! So richtet und rettet Gott! In einem!

Wir Menschen können immer nur eins. Wir demütigen mit unserem Zeugnis den anderen und müssen ein anderes Wort suchen oder ein anderes Mal kommen, um wieder aufzurichten. Und es ist oft die Gefahr, daß wir über Gebühr belasten oder wider alles Recht Gottes entlasten.

Gott richtet und rettet in einer göttlichen Weise. Er tut es in einem. Er übt Gnade durch das Gericht. Er faßt die Sünder scharf an, aber nur mit Händen des Erbarmens, auch wenn er sie richtet. Es kann uns wohl den Atem rauben und die Rede verschlagen, wenn wir Gottes Gericht über den Menschen kommen sehen in diesem Kapitel. Aber wie wir auf den innersten Klang in Gottes Stimme lauschen — „ach, was hör ich, Gnade, Gnade! Gnade schallet an mein Ohr“. Das ist Gott.

Wir wollen mit ganzem Ernst den Brüdern zuhören, die mit neuer Vollmacht und gottgeschenkter Kraft die Heiligkeit Gottes vor unsere Augen stellen, den Abstand des Sünders von dem Heiligen in der Höhe. Aber wir wollen darauf achten, daß da nicht auseinandergerissen wird, was innerlichst zusammengehört, und den Finger darauf legen, daß Gott auch, wo er als der Richtende und Zerschlagende den Sünder ergreift, doch immer mit uns handelt als der Gott unseres Heils. Er ruft den Sünder in sein Gericht, damit er sich unser erbarme und den völlig hilflosen, den Klenden, der nicht einmal weiß, wo sein Jammer sitzt und seine Not wohnt, rette durch das Licht seines Wortes. Gnade durch Licht, das er uns schenkt über uns selbst. Das ist Gottes Tat. Gnade durch das Wort seines Gerichts: Adam, wo bist du?

Adam, wo bist du?

I. Mose 3.

III. „Und Gott, der Herr, rief Adam“ (2).

Der Mensch ist völlig hilflos in Sachen seines Heils. Der Mensch kann nicht einmal Buße tun aus sich selbst. Sein Gewissen ist erwacht, und Scham und Furcht haben ihn ergriffen. Aber Scham und Furcht führen nicht notwendig zu Buße und Beugung, d. h. zu Gott zurück, sondern sie treiben den Menschen meist zunächst auf die Flucht vor Gott in das Dunkel hinein, in die Gottesferne. Das zeigt uns auch das Bild der ersten Menschen.

Und auch das Gewissen hat in sich nicht das Vermögen, den Menschen mit seiner Sünde zu Gott zu treiben. Die Gedanken, die sich untereinander entschuldigen und verklagen, bringen den Menschen in Unruhe und lassen ihn ankerlos dahintreiben. Er weiß nicht, wo er es suchen soll. Aber oft genug endet die Not des Gewissens in Hoffnungslosigkeit und Verzweiflung darüber, daß der Mensch sich sein Leben und Lebensglück zerstört hat, aber sie endet nicht bei Gott; denn das Gewissen allein kann dem Menschen nicht Klarheit geben über seinen Zustand und über Gottes Urteil. So wie die Uhr nach der Sonne gestellt werden muß, damit wir die Zeit richtig von ihr ablesen können, so muß des Menschen Gewissen von Gott erfaßt werden, daß es nicht mehr jammert über verlorenes Glück und zerstörte Lebensfreude, sondern daß es uns klar zurechtweist darüber, was gut und böse ist, und darüber, daß wir an Gott und an Gott allein gesündigt haben. Wenn uns dies Licht aufgeht, dann ist der erste Buchstabe vom Wörtlein „Buße“ in unserem Herzen gesprochen. Nur durch Gottes Wort, das unser Gewissen erleuchtet, kommt die Buße zustande.

Von sich aus kann der Mensch das eine Wort, auf das jetzt alles ankommt, gar nicht aussprechen, das Wort: ich habe gegessen. Er kann aus eigener Kraft seine Schuld nicht so unerbittlich hart vor sich hinstellen. Er kann die Sünde nicht mit Namen nennen: damit würde er sich ja schon von ihr lösen. Das wäre schon der Anfang der Bekehrung.

Nein, auch die Buße ist Gottes Gabe. Als Gott zum Menschen sprach: „Du hast gegessen“, da empfängt der Mensch die Kraft, ihm nachzusprechen: „Ich aß.“ Wundervolle Gnade

Gottes, die sich so sorgsam unseres Falles annimmt, die uns das erste Wort der Sprache des neuen Lebens aus Gott, das Bekenntnis unserer Schuld, vorspricht, so daß wir es nachsprechen können, wie es eine Mutter bei ihrem Kinde tut.

Nur so können wir zur Buße kommen; denn wir sehen von Natur unser sündiges Verderben selbst gar nicht ein. Auch daß wir Sünder sind und wie sehr wir Sünder sind, müssen wir Gottes Wort glauben. Darum offenbart Gott uns unsere Sünde, damit wir von der Sünde hinweg zu ihm zurückfinden in Buße und Beugung.

Das heißt rettende Gnade. Und es bleibt bei alledem für den Menschen nichts übrig, nicht einmal der Ruhm, daß er sich aus seiner Sünde aufgerafft und besonnen habe, nein, auf unserer Seite ist nichts als Ohnmacht und Verlorenheit. Von Gottes Seite allein kommt alle Errettung. Unser Heil ruht allein auf seiner Gnade.

Es muß uns auffallen, daß, während wir in manchen Geschichten der Heiligen Schrift es sehen, wie die von Gott Gebeugten, weil sie sein Wort in Gesetz und Verheißung kennen, ihn um Gnade anflehen und vor ihm weinen, hier kein Wort steht von einer Bitte des Menschen, von Tränen der Buße, von dem Flehen des verlorenen Sohnes, auch nicht einmal später ein Wort, daß er seine Strafe in Reue annimmt; nicht einmal Seufzer der Reue, nein, nichts, was vor Gott angenehm sein könnte, ist bei dem Menschen zu bemerken. War er anfangs frech und im Aufruhr gegen Gott, so ist er jetzt wie gelähmt und erstarrt über den Zugriff des heiligen Gottes. Völlig verstummt, willenlos, wehrlos, hoffnungslos ist er der Hand des Richters überliefert.

So fällt er in die Hände der Gnade.

* * *

Und die Gnade, die alles und jedes schafft in dem Werk der Erlösung, führt ihr Werk durch bis ans Ende. Sie leuchtet auch durch all das Leid und Elend, das die Sünde auf die Menschen gebracht hat, und waltet schon im voraus auch über dem Fluch, der auf die Erde gelegt wird.

Der furchtbare Spruch über das Weib und über den Mann wäre zu einer untragbaren Last geworden und hätte ihnen allen Lebensmut und alle Kraft nehmen müssen, wenn nicht in dem Spruch über die Schlange schon vorher von dem Sieg des Kommenden Menschensohnes geredet worden wäre. Weil dieser Stern leuchtet in dieser finsternen Nacht, kann der Mensch seinen Weg antreten durch ein Leben der Mühsal und des Leides über eine Erde, die von Gott um seinerwillen verflucht ist. Weil

Gnade das erste Wort über der Sünde des Menschen und das erste Wort vor dem Fluch und all dem Leid der Erde war, durchleuchtet sie auch alle Plage und Not dieser Zeit. Auch das Leid der Welt ist regiert von Gottes Gnade. „Durch Trübsal hier geht der Weg zu dir.“ Alle Wege, die uns seine heilige Hand führt, auch durch Nacht und Not hindurch, müssen dem, der sich durch Gottes Wort aus Schuld und Sünde zurückerufen läßt zu seinem Gott, enden in Heil, in Vergebung der Sünden, in den Armen der Gnade, die schon nach uns gegriffen hat, ehe wir nach ihr gefragt haben.

Diese Gnade zeigt sich auch in Gottes Urteilsprüchen, die die Menschen stumm anhören. Während die Schlange ihr Urteil empfängt, ohne verhört zu werden, wie man einen gemeinen Verbrecher einfach beseitigt und in den Tod schickt, tritt dadurch, daß das Gericht bei der Schlange anfängt und nicht bei dem Menschen, zwischen das Bekenntnis der Sünde des Menschen und die Strafe, die ihn trifft, Gottes wunderbare Gnade, das Wort von dem kommenden Menschensohn, der der Schlange den Kopf zertreten und den Satan überwinden wird. Das ist Gnade im Gericht. Die Strafe kommt über den Menschen, aber die Verheißung des Retters aus dem Fluch steht vor der Verkündigung des Fluches. Gottes Gnade hat das Wort vor Gottes strafender Gerechtigkeit. Das erste Evangelium erklingt in der Bibel vor dem ersten Richterspruch über die Menschen.

Über dieser verzweifelt traurigen Geschichte voll Jammer und Kland erhebt sich Gottes Gnade, wie die Sonne aufgeht in ihrer Macht. Auch diese Sündenfallgeschichte ist Evangelium. Alles Wort Gottes ist Evangelium, ist frohe Botschaft. Daß Gott mit uns spricht, wenn Gott mit uns spricht, das ist immer Evangelium.

Gnade ist es, daß Gott uns Menschen sein Gesetz gab, um unser Leben vor der Sünde zu sichern und zu bewahren. Heute, wo man die einfachsten Maßstäbe des Gesetzes Gottes anfechten und beiseiteschieben will, merken wir, in welche noch viel schlimmere Satansknechtschaft wir dahingegeben wären, wenn Gott uns nicht das Gesetz gegeben hätte, an dem wir unsere Sünde erkennen können. Gnade war all das Kufen Gottes durch die Jahrhunderte, da ihm sein Herz brach, daß er sich seines Volkes erbarmen mußte und er den ganzen Tag seine Hände ausstreckte nach einem ungehorsamen Volk. Gnade waren auch alle Züchtigungen und Gerichte, die über sein Volk kamen.

Und als die Menschen sich zur Wehr setzten gegen seine Gnade — der Mensch will durchaus nicht anerkennen, daß er der Gnade bedarf — und sich ihm entzogen, je länger, desto stolzer, da ist Gottes Gnade selbst zu Tal gestiegen in seinem Sohn. Da ist das Evangelium selbst zu uns gekommen, die

frohe Botschaft, das Wort Gottes. Da hat Gott, der alles tut im Werk der Erlösung, auch noch das letzte getan: er nahm unsere Sünde auf sich und hat uns mit ihm selbst verfühnt durch das Blut seines Sohnes.

Weithin über die ganze Geschichte der Menschheit greift diese Todestat des Sohnes Gottes: er sammelt sich eine auserwählte Gemeinde aus dem ganzen menschlichen Geschlecht von Anbeginn der Welt bis ans Ende. Es ist immer dieselbe Gnade, die sich um den Menschen kümmert, im Paradies und noch heute. So wie Gottes Gnade nach Adam griff und das erste verlorene Kind wieder nach Hause rief, so geht sein Rufen und Ziehen auch jetzt durch die Welt, und wir können es nicht nur hören, wir können es auch sehen; denn uns ist die frohe Botschaft von seiner Gnade vor die Augen geschrieben mit dem Blut des Sohnes Gottes. Was damals anfing, als Gott rief: „Adam, wo bist du?“, das kam zu seiner Vollendung, als der Sohn Gottes den Siegeschrei ausstieß: es ist vollbracht!

Was sollen wir tun? Laßt Gnade Gnade sein, liebe Brüder, und glaubt an die frohe Botschaft. Es gibt kein anderes Heil, unser Schade ist so verzweifelt böse, aber Gottes Gnade greift durch alle Not hindurch nach unserem Herzen. Das sollen wir tun: uns seinen Heiland gefallen lassen und Jesus annehmen, in dem Gott heute noch nach einem jeden ruft: Adam, wo bist du? Das sollen wir tun: all unseres Lebens Fall und Sturz, Schuld und Leid hineinwerfen in den Abgrund seiner Erbarmung. Wo die Sünde mächtig geworden ist, da ist doch die Gnade viel mächtiger geworden.

Soll ich meines Bruders Hüter sein?*)

I. Mose 4, Vers 9 u. 10.

Es ist ein frech hervorfahrendes Wort, das Kain Gott auf die Frage: „Wo ist dein Bruder Abel?“ erwidert, worin er fast versucht, Gott das Wort im Munde herumzudrehen. Einen Aufseher fragt man nach Dingen und Menschen, die man vermisst. „Ich soll wohl meinen kleinen Bruder verwahren? Ich soll wohl gar etwa meines Bruders Hüter sein?“ Er meint, damit eine Ausflucht vor Gott gefunden zu haben. Aber er beweist gerade durch dies Wort „Hüter“, das er weit von sich weiß, daß ihm ganz genau klar ist, was er eigentlich hätte sein müssen: der Hüter und Beschirmer seines Bruders.

Kain trifft, wie wir so oft, wenn wir eine scheinbar viel zu hohe Forderung als unberechtigt und übertrieben zurückweisen — ich soll nach deiner Meinung wohl gar „dies oder das“ —, den Nagel auf den Kopf. Das Gewissen formuliert dann, gerade wenn der Mensch sich gegen solche Ansprüche wehrt, das richtige Wort ganz klar und unwidersprechlich deutlich. Ja, er sollte seines Bruders Hüter sein. Hüter, das ist das einzig richtige Wort. Und sein Mörder ist er geworden.

Dies Wort von des Bruders Hüter ist uns ein Wegweiser, wenn wir nach der Stellung fragen, die wir zu unsern Nächsten, zu unsern Brüdern einnehmen sollen. Und da möchte ich dies Wort „Bruder“ zunächst ganz weit fassen. Auch im Volksleben gilt das Wort: des Bruders Hüter. Wir gehören in unserm Volk zusammen und sind füreinander verantwortlich. Wenn wir nach Gottes Willen durch Bande des Blutes verbunden und durch seine Führung zu einem Volk zusammengeschweißt worden sind, so können wir uns nicht wieder voneinander losmachen, der Westen nicht vom Osten, der Süden nicht vom Norden, sondern wir sind aufeinander angewiesen als Brüder. Einer soll des andern Hüter, sein Förderer und Helfer sein.

Soll ich meines Bruders Hüter sein? Das ist nicht ein Wort ins Allgemeine hinaus, sondern geht jeden einzelnen an. In all dem Zank und Streit, in all der Härte und Schärfe um uns her „laß die barmherzige Auffassung aller Dinge deine Lebensauffassung sein!“ Man kann all das, was uns so empörend erscheint und so aufreizend vor Augen tritt, auch von

*) Predigt vom 18. Januar 1931.

einer barmherzigen Seite aus ansehen, indem man versucht, den andern aus seinen Verhältnissen, aus seiner Geschichte und seinem Werdegang zu verstehen, und sich bemüht, nicht nur seinen Mund reden, sondern sein Herz schlagen zu hören. Glaube mir, sein Herz ist kein anderes als dein Herz. Und wieviel linderndes Öl der Liebe und des Einanderverstehens könnten wir in die kreischende Maschine unseres öffentlichen Lebens hineingießen, wenn wir ein jeder daran dächten: Ich soll meines Bruders Hüter sein!

Und nun fürchte niemand, daß ich versuchen wollte, jetzt hier ein Wirtschaftsprogramm aufzurollen, wie es eigentlich in Deutschland sein und hergehen müßte. Das kann ich nicht, und ich glaube, das kann zur Zeit keiner. So einfach liegen die Dinge nicht, daß man das mit einem Wort sagen könnte. Aber das ist Gottes Wille, daß ein jeder bei allen Entscheidungen, die er fällt, in seinem beruflichen, geschäftlichen, im wirtschaftlichen und öffentlichen Leben, immer wieder diesen Unterton mitklingen hört: Ich soll meines Bruders Hüter sein!

Wenn der Arbeitgeber nichts danach fragt, ob noch mehr Leute, noch mehr Brüder auf die Straße fliegen, wenn der Arbeiter seine Ziele verfolgt ohne Rücksicht darauf, ob der andere, der Bruder Unternehmer, darüber zugrunde geht mit seinem Geschäft, wenn ein jeder nur auf seinen Weg sieht und nur an sich denkt, dann ist der Cain-Geist unter uns mächtig und herrschend, der den andern niederschlägt, wenn er ihm im Wege und im Licht steht. Aber wir sollen doch unseres Bruders Hüter sein!

Ich weiß, wie ungezählte „Wenn und Aber“ es gibt, die man mir jetzt entgegenhalten kann. Ich bin oft genug selbst verstummt, wenn ich gut gemeinte Vorschläge durch soviel triftige Gegengründe widerlegt sah und ganz ratlos wurde. Sind denn alle Wege ungangbar? Ist es denn so völlig hoffnungslos, daß wir miteinander auskommen und uns gegenseitig weiterhelfen, statt daß einer den andern unterdrückt und benachteiligt?

Aber das fühle ich, daß trotz aller Wenn und Aber die, die noch einigermaßen wirtschaftlich stärker sind, den ersten Schritt tun und sich um die andern kümmern, ihrer Brüder Hüter sein müssen, damit diese nicht in Verbitterung und Verhegung untergehen und, weil ihnen in der äußeren Not keiner hilft, ihre Seele verlieren.

Und gerade von uns Christen erwarten sie Hilfe. Sie erwarten von uns viel Unbilliges. Wir sollen als Kirche die wirtschaftlichen Fragen lösen und die sozialen Verhältnisse ändern. Das ist nicht unsere Aufgabe und geht weit über unsere Kraft. Aber, liebe Brüder, Liebe! Liebe üben, das ist unsere Aufgabe, und das steht in unserer Macht. Das ist es, was von uns erwartet wird. An der Liebe soll man den Christen erkennen.

Serz hineinragen in die kalte Welt voll Haß und Selbstsucht um uns her. Es muß uns doch unerträglich sein zu wissen, welche Not in unserer Stadt herrscht, und dann nichts zu tun.

Wo ist dein Bruder Abel? Hast du danach schon einmal gefragt? Wo wohnt dein Bruder Abel? Bist du schon einmal die Treppe hinaufgeklettert in seinen kleinen, vielleicht so dunklen und feuchten Bau? Wie wohnt dein Bruder Abel? Das mußt du wissen und dich darum kümmern!

Wovon lebt dein Bruder Abel? Glaubst du, das könntest du von dir abschütteln, indem du sagst: Ich weiß es nicht? Soll ich meines Bruders Güter sein? Ja, du sollst! Womit fleidet sich dein Bruder Abel? Und wann kommt dein Bruder Abel einmal eine Woche in die schöne, freie Natur, daß er sich erhole, oder daß die müde Frau aus der Tretmühle ihres Haushaltes einmal Atem schöpfe und wieder Mut fassen könne im goldenen Sonnenschein, daß sie wieder lachen und singen lernt? Das tut so not für die Kinder. Es regnet so viel in die Blüten! Das gibt schlimme Ernte. Ihr Männer und Frauen, ihr jungen Männer und Mädchen, die ihr zwei, drei Wochen ins Gebirge, an die See fahrt und manches Wochenende noch in den Schnee, habt ihr euch dort, auf den Bergen und am Meeresstrand einmal umgeschaut: Wo ist mein Bruder Abel?

Und worauf hofft dein Bruder Abel? Welcher Lichtblick steht ihm vor Augen? Oder hat er überhaupt keinen Lichtblick mehr, überhaupt keine Zukunft mehr, nur Dunkel, nur Hoffnungslosigkeit?

Du weißt es nicht? Glaubst du, daß das vor Gott eine genügende Antwort sei? In einem Krankenhaus strich eine Schwester einem jungen, kranken Mädchen leise über die Stirn: „Schlafen Sie doch, Kindchen!“ Da antwortete die Kranke: „Wie kann ich schlafen, wenn neben mir jemand stirbt?“ Die Kranke im Nachbarbett kämpfte ihren letzten Kampf. Wie gut können wir noch schlafen, wo neben uns viele, viele sterben und untergehen und hoffnungslos einer dunklen Zukunft ins Auge sehen!

Liebe Freunde, ich habe kein Recht und auch nicht die Absicht, überschwere Lasten auf unsere Schultern zu legen. Wir können nicht aller Welt Not im gleichen Maße auf uns nehmen. Für einen jeden wird es sich ja auch darum handeln, sich von Gott zeigen zu lassen, wer in diesem Sinne sein Bruder ist. Wir haben auch nicht die Aufgabe, uns zu ermahnen, allen Freuden und Erholungen, allem Schmuck des Lebens zu entsagen, damit wir anderer Brüder Not stillen. Nein, Gott ist kein Gott der Unnatürlichkeit und der Verkrampftheit, auch nicht ein Gott, dem gesegliches Wesen und halb erzwungene Gaben gefallen. Aber die Not in unserem Volk ist so groß, daß man mit heiligem Ernst darauf hinweisen muß, daß doch ja niemand mehr schlafe,

sondern alle aufwachen und etwas tun, daß ein jeder an seinem Teil et was tut, damit der Brüder Last gemildert und ihr Leid gelindert werde. Keiner darf mehr leben, als wäre er allein auf der Welt. Wir müssen Rücksicht aufeinander nehmen. Wir sollen auch die Hüter sein der Seelen unserer Brüder, daß sie nicht verbittert werden. War das dein Weg unter deinem Volk bisher nach dem Befehl Christi: Einer trage des andern Last? Oder liegt auch auf deinem Leben in dieser Hinsicht schwere Schuld?

„Was hast du getan?“ so fragt Gott Kain. Nichts getan? Nun, man kann morden, ohne einen Schlag zu tun, indem man einen Menschen langsam ins Grab hineinürgert. Man kann andere schädigen, und man kann stehlen, ohne einen Finger zu rühren, ja gerade, indem man keine Hand in Bewegung setzt. So stiehlt man die Arbeitszeit und den Lohn, der einem nicht zukommt. Wie haben manche es verstanden, sich von der Arbeit zu drücken und sich dann doch bezahlen zu lassen, als hätten sie gearbeitet. So ging es unter uns zu, als wir noch Arbeit genug hatten. Man kann andere unterdrücken und verkürzen trotz Tarif und Schlichterspruch. „Abels Blut schreit“, sagt Gott. Und Jakobus sagt: „Siehe, der Arbeiter Lohn, die euer Land eingeeerntet haben, der von euch abgebrochen ist, der schreit, und das Rufen der Ernter ist gekommen vor die Ohren des Herrn Zebaoth“ (Jak. 5, 4). Was hast du getan? Glaub mir, Gott kennt unsere Kalkulationen und auch unsere Bilanzen.

Aber vielleicht könnte man noch mehr fragen. Was hast du nicht getan? Was hast du unterlassen, um als deines Bruders Hüter ihm zu helfen? In der Geschichte vom Jüngsten Gericht sehen wir, wie ernst es der Herr nimmt mit dem, was wir nicht getan haben diesen seinen geringsten Brüdern. Das haben wir ihm nicht getan!

Der Blick auf das Gericht wird uns auch darüber Klarheit geben, daß hier alles ganz persönlich ist und einem jeden alles mit vollem Ernst ins Gewissen gehoben wird. Niemand kann dem andern sagen, wie weit er gehen muß, wieviel er für sich und wieviel er für andere verwenden muß von seiner Zeit, seiner Kraft, seinem Geld. Du sollst nicht deines Bruders Richter sein! Jeder steht und fällt seinem Herrn. Du sollst auch nicht deines Bruders Vormund sein. Wir sind zur Freiheit berufen, und nur Gottes Geist kann uns die Weite und die Schranken unseres Lebens zeigen, wie sie nach göttlichem Maßstabe sich gestalten sollen. Ich stehe in allem nicht vor Menschen und werde nicht von Menschen gerichtet, sondern ich stehe vor dem Herrn. Aber der Herr gerade sagt: „Du sollst deines Bruders Hüter sein!“

Aber werden wir dabei nicht viele Enttäuschungen erleben, viel Undank, oft betrogen werden? Ganz gewiß. Und darum kann ich eigentlich dies alles auch nur denen sagen, die die

Quelle der Kraft kennen, um dennoch, trotz aller Rückschläge und aller Enttäuschungen, Liebe zu üben.

Dies ist die Quelle: der Bruder! Jesus, der eine Bruder, der zu uns kam und unser Bruder wurde, der Enttäuschungen und Rückschläge erlebte, Haß und Feindschaft erntete. Aber da hat er nicht im Zorn seine Feinde zertreten — da hat er sich durch ihre Feindschaft hindurchgeliebt. Er schämt sich nicht, diese Menschen, die ihn so behandelten, seine Brüder zu heißen, sondern hat als unser Stellvertreter, als unser Bruder die Sünden der Sünder auf sich genommen und für seine Brüder sein Blut vergossen. Er kam, um seiner Brüder Sünder zu sein: die schlugen ihn ans Kreuz. Aber wie Abels Blut zum Himmel von der Erde schreit um Rache, besser, sagt der Hebräerbrief, besser redet Jesu Blut vor Gott zur Veröhnung der Sünder und vom Himmel zur Erde hinab von Gnade und von Vergebung (Hebr. 12, 24).

Der Bruder! Er hat eine große Veränderung in dieser Welt hervorgebracht. Seither gibt es Menschen, die die andern als ihre Brüder kennen. Wer diesen Bruder als den Hüter seiner Seele gefunden und sein Erbarmen erfahren hat, der wird mit freudigem Herzen hingehen und seine Brüder suchen, dem wird kein Weg zu mühsam, kein Preis zu teuer sein, daß er sich kümmern um die Seelen seiner Brüder, daß sie auch zu diesem ihrem erstgeborenen Bruder kommen und seine Heilandstat erfahren möchten.

Und durch den einen Bruder sind wir dann untereinander verbunden, daß unter seinen Jüngern einer des andern Hüter ist, auch im Blick auf die äußere Not. Wir können nicht teilnahmslos sein gegen des Bruders Schwierigkeiten, Krankheiten, Geldnöte, Verlegenheiten. Wir müssen ihn stützen, wo wir stützen können, und vor allen Dingen ihm innerlich dazu helfen, daß ihm „das Licht wieder aufgehe in der Finsternis von dem Gnadigen, Barmherzigen und Gerechten“.

Und wenn in unserem Kreis einer ist, der immer wieder strauchelt, der sich so leicht von Jesu Schar abbringen läßt und verliert, den wir vermissen seit einiger Zeit bei der Verkündigung des Wortes Gottes und in der Gemeinschaft der Brüder: wir dürfen ihn nicht gehen lassen. Wir sollen unseres Bruders Hüter sein. Fragt nach ihm, grüßt ihn, besucht ihn und sagt ihm, daß wir auf ihn rechnen und nicht ohne ihn unsere Straße ziehen wollen! Wir wollen zusammen gehen. Wir sind doch wie in einem fremden Land. Da dürfen wir keinen sich vereinzeln und verlieren lassen. Wir sind doch zu vergleichen einer Expedition in die Gebiete des ewigen Eises oder in heiße Wüstenländer. Wenn von zwölf, die hinausziehen, einer schwach wird bei langer Wanderung, werden dann die andern ihn liegen lassen? Nein, sie werden ihn stützen, abwechselnd ihn tragen, ihn

heben, ihn fahren; aber sie werden ihn nicht liegenlassen. Er muß mitkommen. Und wenn er der unscheinbarste und ungelehrteste, geringste der ganzen Expedition sei: er muß mit! Sie müssen zusammen das Ziel erreichen. Jeder ist des Bruders Hüter. So soll es auch unter uns sein in der Gemeinde. Es gilt, treu zu sein als Hüter der Brüder. Und wenn es uns zuviel werden will, und wenn alle ermüden möchten, und wenn stets aufs neue die Frage aufsteigt: Soll ich denn immer meines Bruders Hüter sein? Soll ich all die Zeit, die Kraft, das Geld opfern? Ja, Brüder tausendmal ja, denn das ist Gottes Ziel: „Er ist mächtig, euch zu erbauen und zu geben das Erbe unter allen, die geheiligt werden“ (Apg. 20, 32). Unter allen! Der Herr wartet auf sie alle. Keiner soll zurückbleiben, den er berufen hat. Alle sollen in seiner heiligen Stadt anlangen, die sein eigen sind. Niemand soll auf dem Wege umkommen. Unfers Bruders Hüter! Ja, es bleibt bei unserm Lied: „Nimm Schritt für Schritt zu Gott den Bruder mit!“

Schau nicht nach unten, schau nach oben!*)

I. Mose 6—8.

In der Geschichte von der Arche Noah ist im einzelnen vieles recht schwer zu verstehen. Aber der Mann, der dort durch Gehorsam gegen Gottes Befehl im Glauben sein Leben rettete und der Vater einer neuen Menschheit wurde, steht vor uns als ein Mann des Glaubens. Noah war durch die Flut ganz abgeschlossen von allem und allen, isoliert durch die gewaltige Not, die über die Welt hereingebrochen war.

Geht es uns nicht in ganz gleicher Weise, daß wir im tiefsten Grund, sobald wirkliche Not über uns hereinbricht, völlig einsam sind? Der liebste Mensch kann uns die schweren Lasten nicht abnehmen, die letzte Antwort nicht geben. Wir sind ganz allein. Die Not isoliert uns von allen um uns her. Da kommt die Versuchung, daß wir unseren Blick in falscher Richtung wenden, daß wir nach unten schauen. Von Noah lesen wir, daß er (6 V. 16) ein Fenster, die Öffnung für Luft und Licht, irgendwie nach oben hin angebracht hatte. So fiel sein Blick nicht auf die grauvollen Bilder der untergehenden Welt. Er erfuhr über das Steigen und Sinken des Gewässers auf Erden nur durch die von ihm ausgesandten geflügelten Boten. Sein Blick wurde emporgelenkt zu seinem Gott, und sein Beispiel ruft uns zu: Schau nicht nach unten, schau nach oben!

In allem Dunkel dieser Welt ist uns der Blick nach oben freigelassen. Gott, der Herr, regiert. Wir haben es immer überall nur mit Gott zu tun. Gott baut sein Reich auch unter der Not der Zeit. Ja, oft muß gerade das Leid ihm erst den Weg bereiten und die Türen öffnen und den Acker pflügen, damit seine Saat zu den Menschen kommt und dort Aufnahme findet. Er führt durch diese Nacht, in der wir jetzt stehen, und durch alle Nächte dieser Erde hindurch seinen großen Tag herauf, auf den sein Volk wartet. „Es muß dir alles dienen“, sagt der Psalmist. Er geht seinen ewigen Gang auch durch all die Wolken, die über dieser Erde lagern.

Er führt auch unser Leben. Ob wir es jetzt nicht beantworten können, warum uns solche Lasten auferlegt werden, wir werden es hernach verstehen. Wenn wir ihm hinten nachsehen, werden auch wir seinen Namen nennen: „Herr, Herr Gott, barmherzig und gnädig, geduldig und von großer Gnade und Treue!“ Ob wir es uns ganz anders dachten, als wir jugendfroh hinaus-zogen,

*) Aus einer Predigt vom 3. Mai 1931.

ob wir unser Leben und unsern Weg ganz anders wünschten, wir werden es doch bekennen müssen: „Es muß uns sein zum Ziel gesegnet“. „Denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum Besten dienen.“ Schau nicht nach unten, schau nach oben!

Freilich, denen, die Gott lieben! Das alles kann nur der glauben, den Gottes Hand gefaßt hat, und dem sein ewiges Heil wichtiger ist als alles zeitliche Glück. Unser natürliches Herz fährt in Trotz und Wut hinein gegen den Herrn in der Höhe. Ach, wie viele unter uns verzehren sich selbst und verbrennen innerlich in dieser finsternen Feuer. In Zweifel und Verzweiflung rennen sie gegen Gottes Führung an in düsterem Hader gegen seinen Willen. Sie reiben sich wund an den engen Schranken, die Gott ihrem Leben jetzt gezogen hat, und denken nicht daran, daß es „Seile der Liebe“ sein sollen, mit denen Gott uns von rechts und links abziehen und auf dem schmalen Weg erhalten will. Aber diese Absicht Gottes erkennt nur der, der dem Wort gehorsam ist: Schau nicht nach unten, schau nach oben!

Immer wieder wird wie mit dämonischer Macht unser Blick nach unten gezogen. Wir sehen auf die Verwirrung unseres wirtschaftlichen und geschäftlichen Lebens; wir hören auf die trüben und traurigen Prophezeiungen der Männer, die etwas von der Sache verstehen müssen. Und darüber wird unser Herz beschwert, und uns entsinkt der Mut. „Auch ich komme nicht durch“, so stimmt das bange Herz mit ein.

Schau nicht nach unten! Mauere im Glauben die Fenster zu, deren Ausblick zur Not hinführt und zu all der grausigen Flut, die dich bedroht! Wende deine Augen ab von den schlimmen, finsternen Bildern, die die Sorge dir vor Augen malt. Sieh nicht auf die Wellen, die großen Wellen, die heranrollen, wie Petrus es tat — da sank er —, sondern schau nach oben! Wenn alles bricht — wenn alle Brücken zur Zukunft und alle Pfeiler deiner Hoffnung brechen, wenn ein Herz dir die Treue bricht, vielleicht das Herz deines Kindes oder deines Freundes, wenn Beziehungen und Geschäftsverbindungen brechen, die flug angeknüpft waren, wenn Zusagen und Verträge gebrochen werden —, „wenn alles bricht, Gott verläßt uns nicht. Größer als der Helfer ist die Not ja nicht“.

In dieser Zeit besonderer Not sollten sich Gottes Kinder unterscheiden von den Kindern dieser Welt, die sich nicht genug tun können, immer wieder nur von den Dunkelheiten des Lebens zu reden. Sie sollten nach oben schauen, mehr als sonst ihr Herz füllen mit allen Verheißungen unseres Gottes, sie hineinbuchstabieren in ihre Not, so daß auf diese Weise Gottes Wort uns wie das Brot in jede augenblickliche Bedrängnis hineingebrochen wird, und öfter als sonst das Angesicht suchen, von dem uns seine Barmherzigkeit entgegenleuchtet, lauter als

sonst, jedenfalls herzlicher im völligen Vertrauen Gottes Lieder singen, daß wir in einer Welt voller Sorgen und voll Murrens nicht das Lob Gottes in unserem Herzen und auf unseren Lippen ersticken, das ihm gebührt, sondern das rühmen, was er je und je an seinem Volk getan hat. „Denkt an die Wunder, die er tat, und was sein Mund versprochen hat!“ „Wer je nach dem Erbarmer fragt, des Herz sei froh und unverzagt!“ „Du warst stets in Angst und Grauen mein Vertrauen und mein Turm, Gott Israels.“

Schau nicht nach unten, schau nach oben! Der Blick hinauf zu Gottes Höhen würde uns den Weg hier unten erleichtern. „Meine Augen sehen stets auf den Herrn, denn er wird meinen Fuß aus dem Netz ziehen“, sagt Psalm 25. Wohin richten wir meist zunächst unseren Blick? Nach unten, auf das Netz, das unseren Fuß bedroht oder schon umschlingt, auf das Netz, dessen Maschen wir schon wer weiß wie oft gezählt haben und voller Angst betrachten. Dann berechnen und überlegen wir, wie wir uns aus diesem Netz befreien können. Darüber mühen und quälen wir uns ab mit immer neuen Anstrengungen, dies Netz zu zerreißen. Wir klagen und weinen über allen vergeblichen Versuchen freizukommen. Es ist hoffnungslos. Das Netz ist zu stark. Hier ist Gottes Wort: „Meine Augen sehen stets auf den Herrn. Er wird meinen Fuß aus dem Netz ziehen“. Professor van Oosterzee sagt zu dieser Stelle: „An den Füßen wird Gott das Nötige schon tun, wenn unser Auge nur allezeit aufschaut zu ihm!“ Unseren Weg durch dies Erdenland wird Gott uns schon ebnen; mit dem Netz, das unsere Füße bedroht, wird Gott schon fertig werden, wenn wir ihm nur die Bahn freigeben und unsere Rettung nicht suchen im Ringen und Mühen, sondern im gläubigen Aufblick zu ihm, der allein uns helfen kann. Schau nicht nach unten, schau nach oben!

Schau nicht nach unten, nicht auf die Menschen! Wie viele gehen unter uns umher mit verfinstertem Gemüt, weil sie immer an das denken, was Menschen ihnen Unrecht getan haben. Da kann der alte Mann nicht loskommen von der Erinnerung, daß ihm all sein Erspartes zerronnen ist, und daß die, denen er es geliehen hatte, sich „gesund gemacht“ haben und herrlich und in Freuden leben, während er darbt. Da bleibt ein gewissenhafter Kaufmann in den Maschen eines Wechsels hängen und muß darüber seine Zahlungen einstellen, während der, den es eigentlich anging, sich durch Schiebung noch ein ganz erträgliches Einkommen gesichert hat, ja, im eigenen Auto durch die Welt fährt. Da glaubt mancher, daß man wohl mit etwas mehr Rücksichtnahme den Abbau hätte vermeiden und ihm die Demütigung der Erwerbslosigkeit hätte ersparen können, wenn der andere etwas mehr Opfer gebracht hätte. Und dies Lied

summt und brummt nun in seiner Seele von früh bis spät, bei Tag und Nacht. Sie schauen nach unten, auf die Menschen, die ihnen Unrecht getan haben. Und darüber werden sie bitter, und ihr ganzes Leben wird verfinstert und verdunkelt.

Liebe Freunde, schaut nicht nach unten, schaut nach oben, zu dem empor, von dessen Gnade ihr euer ewiges Heil erwartet und erbittet. Laßt euch über dem Anblick dieser grundlosen Barmherzigkeit das Herz säubern von all den giftigen und galligen Gedanken, die euch so entsetzlich unglücklich machen und euch keinen frohen Tag mehr erleben lassen. Laßt himmlische und göttliche Luft, die Luft der Gnade einziehen da, wo bisher der Arger und die Entrüstung an eurer Kraft fraßen. Lernt vergeben, wie euch vergeben ist! Schaut nach oben!

Schaut nicht nach unten auf die Menschen, als könntet ihr von ihnen die Hilfe erwarten in dieser Not. Von den Menschen die Hilfe? Nein, der Gedanke konnte Noah nicht kommen. Die Not war viel zu groß und schwer. Die Sintflut und dagegen die Menschen? Er war ja auch selbst ein wandelndes Beispiel dafür, daß Menschenhilfe kein nütze ist. „Noah“, so hatte ihn sein Vater genannt, das heißt Ruhe, Trost, und hatte dabei gesagt: „Er wird uns trösten in unserer Mühe und Arbeit auf der Erde, die der Herr verflucht hat.“ Ach, wie wenig hat sich dieser Vater Lamech träumen lassen von dem Jammer, den das Kind, auf das er seine Hoffnung setzte, schauen werde. Ach, wie kurzfristig war er doch, daß er von dem schwachen Geschöpf erwartete, was nur der allmächtige Schöpfer geben kann! Dieser soll dich trösten? Er wird selbst mehr Trost nötig haben als alle seine Väter. Er wird bald die fluchbeladene Erde durch sein Wort verurteilen müssen und sie dann vor seinen Augen untergehen sehen. Nein, schau nicht nach unten auf die Menschen, als ob dir von da die Hilfe kommen könnte! Da werden wir bitter enttäuscht. Was Noah sich sagen mußte, das müssen auch wir uns sagen: Uns hilft nur Gott, oder uns ist nicht zu helfen! Wenn alle Menschenauskunft dir unter den Händen zerrinnt, wenn alle Türen sich dir schließen, wenn alle Hände dich loslassen, alle Lichter dir verlöschen, dann „denke daran, was der Allmächtige kann!“ Schau nach oben! „Wir haben einen Gott, der da hilft, und den Herrn, Herrn, der vom Tode errettet“ (Psalm 68, V. 21).

Da gedachte Gott an Noah

I. Mose 8, V. 1.

„Schau nicht nach unten, schau nach oben!“ so rief uns Noah zu. Dort oben schlägt ein Herz, das an dich denkt. „Da gedachte Gott an Noah.“ Da! Vorher nicht? Hatte Gott vorher Noah vergessen? Fast schien es so. Und fast scheint es uns auch oft so, als hätte Gott unser vergessen. Er läßt uns warten. „Hat denn Gott vergessen, gnädig zu sein? Hat denn die Verheißung ein Ende?“ (Ps. 77.) Es scheint so. Aber zu seiner Zeit kommt Gottes „da“. Wenn die Stunde noch nicht gekommen ist, so wollen wir ihn nicht kränken mit Mißtrauen, sondern auf ihn harren, harren bis in die vierte Nachtwache wie die Jünger auf dem wildbewegten Meer: da kam der Herr. Sarren bis ins hundertste Jahr: da löste Gott seine Verheißung an Abraham ein. Sarren wie Petrus bis in die Nacht vor dem Tag, da er hingerichtet werden sollte: da sandte Gott ihm den Befreier. Laßt uns nach oben schauen, auf Gottes Uhr, und darauf lauschen, wann dort oben die große Glocke anschlägt für uns!

Gott gedachte an Noah. Es schaut nicht nur ein Auge von unten nach oben, es schaut auch ein Auge von oben nach unten. Ein Herz in der Höhe gedenkt an das Herz in der Tiefe, das auf den Herrn hofft und ihm vertraut. Da kommen wir freilich an die entscheidende Frage: Glaubst ihr das wirklich? Glaubst ihr, die ihr dies lest, wirklich an einen persönlichen Gott? Es handelt sich hier um die ungeheuerlichste Katastrophe der ganzen Geschichte dieser Erde, um die Sintflut. Wie kam sie zu Ende? Nun, wenn wir alle Begebenheiten der Natur und ihrer Bewegung damals kennen würden, so würden wir ohne Zweifel die naturwissenschaftliche Erklärung haben; denn natürlich ging es dabei zu nach dem Gesetz von Ursache und Wirkung. Aber hier wird es so persönlich wie möglich ausgedrückt. Das war die Ur-Sache: Gott gedachte an Noah. Nicht das Schicksal wandte sich, sondern Gott gedachte an Noah. Das ist freilich etwas ganz erschütternd Gewaltiges, wenn ein Mensch glaubt an den lebendigen Gott. Das hebt seine ganze Welt aus den Angeln. Ich meine nicht, daß er ein Wort, das Wort „Gott“ ausspricht, wenn er nicht mehr weiterkann: Gott tut dies und das. Ich meine nicht, daß er eine Hilfskonstruktion erdenkt, die das Unerklärliche dann mit einem Namen

verhüllt und die Verlegenheit etwas verdeckt, aber eigentlich nur die Fragen zurückstellt und ungelöst in den Hintergrund schiebt. Ich frage: Glauben wir an den lebendigen Gott? Salten wir uns an den Unsichtbaren, als sähen wir ihn? Rechnen wir damit, daß tatsächlich über all diesem Sichtbaren, unheimlich Gewaltigen, das diese Welt erfüllt, ein Wille steht, der alles beherrscht, ein Herz floppt, das sich um den Kleinsten und das Kleinste kümmert, ein Ohr lauscht, das keinen Seufzer des jüngsten Kindes unbeachtet läßt, ein Auge wacht, das in jedes Dunkel dringt und die Seinen anstrahlt wie der helle Mittag? Sind das nur fromme, freundlich flingende Worte, oder glauben wir das wirklich?

Viele in unserer Christenheit haben den Thronverzicht schon lange ausgesprochen. Sie wollen nicht Kinder des Königs sein. Sie sagen: „Es gibt keinen Gott.“ Dabei kommen sie sich recht wichtig vor, so wie ein Bursche, der, kaum aus der Schule entlassen, seinen alten, ehrwürdigen Lehrer nicht mehr grüßt, sondern die Müge auf dem Kopf behält. Er fühlt sich gar nicht wohl dabei, aber er kommt sich groß und wichtig vor. So auch manche, die das tieftraurige Wort aussprechen: „Es gibt keinen Gott.“ Sie haben bei dem furchtbaren Anprall der Stöße dieses Lebens, bei der grausam nüchternen, oft so sinnlos scheinenden Wirklichkeit unseres Daseins den Mut verloren oder noch nie gefunden, an den lebendigen Gott zu glauben. Sie haben ihn nie gekannt und suchen ihn nun auch nicht mehr.

Sie wissen und ahnen nicht, wie leer dadurch die Welt für sie geworden ist, leer gerade an der Stelle, wo in der tiefsten Not und bei den letzten, entscheidenden Fragen der Mensch etwas sucht, was ihm Halt geben soll, nein, der Mensch einen sucht, zu dem er „du“ sagen, dem er sich ans Herz werfen kann. Sie ahnen nicht, wie leer die Welt wird, wenn das Leben gebetslos geworden ist. Zu wem soll man denn dann beten? Zum Universum? Zu dem Riesen-Uhrwerk dieser gewaltigen Welt? Ach, eine Uhr hat kein Herz; ihr kann man sich nicht anvertrauen. Sie läuft ab, und dann ist Schluss. Wie arm, wie arm, wie leer und hohl und kalt!

Wie freudig dagegen die Botschaft: „Gott gedachte an Noah.“ Alle wahre Hilfe entspringt am Herzen Gottes, fließt aus seiner Gnade. Nicht etwas hilft, sondern er hilft. Wer das nicht glauben kann, mit dem kann man nicht rechten und rechnen. Dem kann man nur den Frieden bezeugen, den das Herz genießt, das in all dem Wirrwarr dieser Zeit und allem Herzeleid ruht in Gott allein. Dem kann man auch den Weg zeigen zu diesem Gott. Hier finden wir den Weg: „Da gedachte Gott an Noah.“ Da machte sich Gott auf die Straße, die hinführt zu dem Bogen des Friedens. Da betrat Gott den Weg der Gnade. Es ist, als ob wir hier durch einen Spalt der sicht-

baren Welt hineinsehen könnten in Gottes Herz. Gott wandte seinen Zorn: „Ich will hinfort nicht mehr schlagen alles, was da lebt, wie ich getan habe“ (s. V. 21). Das Gericht wendet sich in Gnade. Gott will nicht mehr verderben, sondern retten, nicht mehr strafen, sondern vergeben. Bruch zwischen Herz und Herz: das war die Sünde. Da wandelte sich die Welt. Daher die Flut damals und seither alle Gerichtsfluten, die über die Menschen dahingehen. Griff von Herz zu Herz; das war die Gnade, das barmherzige Gedenken an die in den Tod Gesunkenen. Da wandelte sich die Welt. „Da fiel das Gewässer auf Erden.“

Gott wendet sich auf den Weg, der zu dem Bogen des Friedens führt, auf den Weg, der endet unter dem Kreuz seines Sohnes. Er will nicht das Gericht an den Menschen vollziehen. Er kann nicht mehr sehen der Menschen Sterben, das furchtbare Sterben eines tausendfachen Todes, den die Menschen durch ihre Sünde auf sich geladen haben. Da gab Gott sich in ihren Tod hinein. Das Gericht nahm er auf sich, daß wir die Frucht seiner Gnade genießen sollen. Er hat den Rat seiner Erlösung hinausgeführt in dem auserwählten Volk, indem er seinen Sohn sandte zur Versöhnung für aller Welt Sünden. Damals fing es an, Karfreitag und Ostern wurde es vollbracht, das Erbarmen Gottes, das, was Gott denkt über eine Sünderwelt, Gedanken des Friedens und nicht des Leidens. Seither leuchtet uns die Herrlichkeit Gottes auf dem Angesicht Jesu Christi.

Da geht der Weg zu Gott, liebe Freunde. Und dies ist der Ruf an alle, die aus ihrer innersten Not herausmöchten, die selig werden wollen, ich meine ohne Umschweif und Redensart selig werden wollen; euch hilft nicht dies und das, euch hilft nur Gott, oder euch ist nicht zu helfen! Aber er hat euch diese Hilfe geschenkt in Christus. Ihr könnt es geschrieben lesen mit dem Blut seines Sohnes: „Also hat Gott die Welt geliebt.“ Also hat Gott an die Welt gedacht, so, daß, als der eine von uns, der erste, aus den Fluten des Todes sich hinüberrettete in die Arche seiner Gnade: „Jesus, gedenke an mich!“, er ihm antworten konnte: „Mann, ich habe an dich gedacht, heute wirst du mit mir im Paradiese sein.“ Das ist der Ruf der Gnade, daß wir Gottes barmherzige Hand ergreifen, daß wir Jesus als unseren Heiland annehmen sollen und unter dem Kreuz unserer Seele Anker werfen.

Dann haben wir in unserem Heiland unseren Gott, den lebendigen Gott, gefunden, der all unser Leben regiert. Sind wir getröstet über unsere Sündennot, so können wir auch getrost sein in unserer Sorgennot, wenn uns die Wasser der Trübsal umspülen wie Noah. In Jesus wissen wir uns gegriffen von Gott, gehalten in treuen Händen über dem Abgrund der Tiefe, geborgen in ewigen Armen. Da ist unsere Ruhe!

Gott selbst ist unser „Noah“, unser Trost in Christus. Wir schlagen unsere Wohnung nicht auf in den bombensicheren Unterständen, die diese Welt erfindet, auch nicht unter den Blitzleitern, die menschliche Klugheit erfindet, um sich gegen Einschläge von allen Seiten zu sichern — da kann man nicht fluggenug sein und wie man es macht, so ist es falsch — wir ziehen aus aus dieser Welt der Glut und der Wassertiefen hinüber unter den Bogen des Friedens, auf den Fels seiner Gnade. Wir setzen unser Vertrauen auf nichts und niemand mehr in der sichtbaren Welt. „Gott gedachte an Noah.“ Er ist uns Gewähr genug für alle Tage unseres Lebens, er gedenkt auch an uns.

* * *

Noah ließ eine Taube aus dem Kasten. „Die kam zu ihm zur Abendzeit. Und siehe, ein Ölblatt hatte sie abgebrochen und trug's in ihrem Munde“ (V. II). Es findet ein Verkehr statt von dem Fenster unten zu dem Herzen oben. Wir dürfen unsere Fenster öffnen und unsere Gebete wie geflügelte Boten emporsenden: „Hüter, ist die Nacht schier hin? Herr, vergiß uns nicht!“ Solche Taube des Gebetes wird nie zurückkommen ohne ein Ölblatt des Friedens. Wenn wir nur Augen hätten für Gottes kleine Tröstungen! Nur ein Ölblatt! Ja, es ist etwas Geringes. Aber was eine unbedeutende Kleinigkeit für das natürliche Auge ist, kann dem geistlichen Auge eine Macht des Trostes sein. Ist es ein Blümlein, ein Sonnenstrahl, ein Vogellied, das uns verkündet: Gott gedenkt auch an uns? Ach, ihr wollt es wohl geringachten, es ist euch lächerlich, darin Gottes Boten zu sehen? Verachtet nicht die kleinen Tröstungen Gottes und lacht nicht über Dinge, über denen anderen die Tränen der Freude aus den Augen brechen, weil sie Gottes Boten erkannt und Gottes Stimme vernommen und Gottes Angesicht gesehen haben und sind genesen. Oder ist es ein Lied, ein Bibelvers, ein Wandspruch? Mir war's, wie wenn ein Engel Gottes zu mir spräche, als ich mitten in Rußland in einem sehr verunreinigten Hause in einer Stunde tiefer Niedergeschlagenheit als einzigen Schmuck eines Zimmers den deutschen Spruch an der Wand fand: „Gedenk' ich dein, o Ewigkeit, wie klein ist dann die Müh' der Zeit!“ Solches ist Engelspeise, Himmelsbrot, ein Ölblatt des Friedens Gottes. „Wenn wir nur fragen und bitten wollten, an Antwort würde Gott es nicht fehlen lassen!“ Es findet ein Verkehr statt zwischen dem Fenster dort unten und dem Herzen dort oben.

Nicht immer wird die Antwort uns eine Zusage bringen. Aber ein Nein ist auch eine Antwort. Auch an dem Nein erkenne ich die Stimme meines Vaters. Aber dann

spricht er auch ein Ja und gibt uns durch solches Ölblatt die Zusicherung neuen Lebens, so wie Noah ein Zeichen neuen Blühens auf der Erde empfing durch dieses Blatt. Auch wir sollen merken, daß die Gewässer fallen auf Erden, die uns bedroht haben.

Und wenn wir in dieser Welt nicht mehr das alles erleben, was uns Gottes Wort als Hilfe zusagt, so ist uns das Ölblatt seines Friedens, den er uns schon zuteil werden läßt, ein Angeld, eine erste Blüte aus der neuen Welt des ewigen Lebens, aus dem Land der Herrlichkeit. Dann und dort werden wir die Fülle haben. So bleiben wir am Fenster und schauen nicht nach unten, sondern nach oben und strecken unsere Hand aus unserem Kasten zu Gott empor und freuen uns an den Tröstungen unseres Gottes, der unser gedenkt, als an dem Vor-schmack dessen, was kommen soll. „Mir folgen Heil und Seligkeit im Leben. Einst wird dein Haus mir ewig Ruhe geben.“

Pniel

I. Mose 32, 4—33.

I. Die Wolkenwand.

„Esau zieht dir entgegen mit vierhundert Mann.“ Das war die Nachricht, die Jakobs vorausgeschickte Boten ihrem Herrn brachten. „Da fürchtete sich Jakob sehr.“ Vierhundert Speie und Speere waren auf seine Brust gerichtet. Ohne Zweifel kommt Esau, um Rache zu nehmen für das bittere, ihm vor langen Jahren angetane Unrecht. Alte Schuld steht riesengroß wieder vor Jakob auf und richtet sich empor, und sie zieht ihre Folgen nach sich. Waren die Geschichten nicht längst vergessen? Ach, er hätte gerne nicht mehr an sie gedacht. Aber sie waren nie vergessen, keinen Augenblick seines Lebens. Es ging dem Jakob wie den meisten Menschen: ein Schatten liegt über ihrem Leben, eine Wolkenwand steht ganz hinten in der Vergangenheit, aber immer noch drohend am Himmel. Sie ist kaum sichtbar. Man fühlt sie mehr, als daß man sie sieht. Und sie gibt unserm Leben einen Unterton stiller, verborgener Angst: ein Seufzen unter einer unsichtbaren Last zieht sich durch alle Tage. Eine heimliche, unheimliche Hand ist geschäftig, immer wieder dieses Blatt aus der längst abgeschlossenen Geschichte unserer Jugend hervorzuziehen und obenauf zu legen. „Jakob fürchtete sich sehr.“

Er war im Begriff, in seine Heimat zurückzukehren von der langen Wanderschaft, dem Leben in der Fremde, nach Hause zu ziehen, aus der Geschichte seiner Sünde mit allen ihr folgenden Konsequenzen heraus, zurückzukehren zu seinem Gott, denn ohne Zweifel lebte in ihm auch die Anschauung, daß der Gott seiner Väter ihm besonders nahe sei im Lande der Väter, das ihm vom Herrn verheißen war.

Lange war es in seinem Gemüt stille gewesen von jener alten Geschichte mit Esau; gerade so, wie es auch bei uns oft ein langes Schwiegen gibt über Dinge, die doch noch nicht erledigt sind. Aber gerade dann, wenn wir gerne Freude hätten oder gerne ein großes Unternehmen ausführten, an einem besonderen Abschnitt unseres Lebens, wo wir unsere ganze Kraft brauchen, da steht unser alter Feind wieder da; gerade dann: vierhundert Speere! Die alte Schuld verwirrt uns aufs neue und lähmt unsere Kraft. Sie läßt sich nicht verschrecken, so wenig wie Esau mit seinen vierhundert Mann. An der Tür der Heimat versperrt er dem Jakob den Weg ins Vaterland zurück. Alte

Schuld verwüstet unser Leben immer gerade dann, wenn wir es so recht genießen möchten. Und in die Tage, da heller Jubel uns umklingt wie dort den Jakob das fröhliche Jauchzen seiner Kinder, die gespannt sich freuen auf das Gelobte Land, mischen sich uns die dunklen Stimmen, die von alter Schuld reden und von dem kommenden Gericht.

Jakob traf kluge Maßregeln, indem er seine Heere teilte. Er suchte, so gut es ging, sich aus der Sache herauszuziehen, um, wenn möglich, mit heiler Haut, mit einem blauen Auge davonzukommen. Muß es Verluste geben, so möchte er doch wenigstens nur die Hälfte verlieren. Der Mensch sucht sich in solcher Lage zu sichern und zu decken. Jakob hat es noch mit den Folgen seiner Sünde zu tun, zunächst nur mit diesen Folgen. Er ist das Bild des Menschen, dessen armes Herz sich müht, sein Leben zurechtzubringen in eigener Kraft und sich den trüben Folgen seiner Sünde zu entziehen.

„Weiter sprach Jakob.“ Wundervoll dieses Wort „weiter“. Er hat mit allerlei menschlichen Mitteln versucht, sein Gemüt zu beruhigen, sein Leben zu sichern, aber er kann sich damit nicht zufrieden geben, sondern sucht seinen Gott. Wundervoll, daß Jakob bei dem Bisherigen nicht stehenbleibt, sondern daß hier ein „weiter“ steht. Er kann und will sich nicht oberflächlich über seine Not stillen lassen. Er geht der Sache je länger je mehr auf den Grund.

Jakob stärkt sich in seinem Gott. Er war ein Mann, in dem die Sünde, die in unser aller Herzen wohnt, recht unverdeckt hervortrat; er zeigt uns das Bild eines Sünders in einer besonders unsympathischen Gestalt. Da wird offenbar, was in unserem Herzen ist. Immer wieder geht er Zickzackwege und sucht mit schlaun Kniffen „das Glück zu verbessern“, sich selbst voranzuhelfen und mit ungöttlichen, fleischlichen Mitteln die Erfüllung der Verheißung Gottes herbeizuführen, die ihm einmal gegeben war. Gottes Wort zeichnet diese seine Sündenart sehr klar, aber auch die Tatsache, daß in der Geschichte seines Lebens die Heiligkeit Gottes und die heilsame Gnade seinem sündigen Wesen begegnet ist. Manche sind schnell bereit zu hartem Urteil über den Jakob, und sicher dürfen wir nichts von der Wahrheit abnehmen lassen: er hat gelogen und betrogen. Nur laßt uns dabei dies uns vor Augen halten, daß wir damit das Urteil über uns selbst sprechen: so sind wir Menschen! Wer sein eigenes Herz kennt, dem wird es sehr unheimlich und beflommen zumut, wenn manche mit so scharfen und harten Worten über den Jakob und seine Sünde herfallen: ja, er war schlecht. Aber das heißt für den, der nicht nur in Jakobs Wesen, das ziemlich eindeutig zutage liegt, sondern auch in sein eigenes, innerstes, verborgenes Leben hineinschaut: ja, wir sind schlecht.

Jakob stärkte sich in seinem Gott. Das war keine Heuchelei, sondern wahrhaftig und ernst gemeint. Am tiefsten Punkt ist er noch nicht angekommen, daß er sich in der Not seiner Sünde schuldig weiß vor Gott. Aber doch hat er schon ein Verhältnis zum Herrn. In seiner Seele lebt das helle Bewußtsein, daß der Herr in seiner Gnade ihn ergriffen und erwählt, ihm seinen Segen zugesagt hat. Das Erbarmen Gottes steht als ein heller, leuchtender Stern auch über seinen dunklen Wegen, und das Licht strahlt in seine oft verfinsterte Seele. Gott hatte gesagt: „Ich will dir wohlthun“.

Gottes Gnade stand über dem Leben des Jakob, und auch von seiner Seite aus hatte er Verbindung mit dem Herrn. Er kannte seinen Gott. Er redete mit Gott. Auf allen Stationen seines Lebens sehen wir die Spuren davon, daß Jakob ein Gebetsleben führte mit seinem Gott. „Ich bin zu gering aller Barmherzigkeit und aller Treue, die du an deinem Knechte getan hast, denn . . .“ Er hatte offene Augen für Gottes Durchhilfen und Wohlthaten. „Ich hatte nichts . . ., jetzt habe ich.“ Er dankt seinem Gott für seine Wohlthaten. Es ist ein für Gott aufgeschlossenes Herz, das so spricht, und das demütig und dankbar aus Gottes Hand dessen Freundlichkeiten hinnimmt.

Und er hält sich im Glauben an seinen Gott: „Du hast gesagt: Ich will dir wohlthun“. Darauf kommt Jakob in seinem Gebet zweimal zu sprechen (Vers 10 und 13). Es ist mitten in das dankbare Gebet hineingestreut wie der Schrei des Mannes, der zu Jesus kam: „Ich glaube, Herr, hilf meinem Unglauben“. Ja, Jakob glaubte dem Herrn, seinem Gott, und aus diesem Glauben heraus lebte er im innersten Grund seines Herzens trotz aller Sünde, die wir bei ihm sehen. Es ist das alles so lebenswahr. Wohl ist da noch eine alte Sache zu ordnen, eine schlimme, schwere, alte Geschichte, aber doch hängt Jakob schon im Glauben an seinem Gott und kann nicht von ihm lassen. Ach, wie mancher gleicht ihm in dieser Lage. Man lebt schon von Gottes Wort, man hält sich an seine Verheißungen in zaghaftem, zufluchtnehmendem Glauben, obwohl noch eine große Last, die große Last unseres Lebens, nicht leichtert ist. Jakob ist das Bild der Menschen, die gerne dem Herrn nachfolgen möchten, aber durch all ihr tiefstes Sinnen und Beten geht die Frage: Wer zieht mir den Dorn aus der Wunde, aus der alten Wunde? „Ich möcht' so gerne selig sein und weiß nicht, wie ich's mach'!“ Schwer ruht der Fluch der alten Tat auf solchem Leben, und doch strecken sich alle Kräfte des erschütterten und gedemütigten Herzens aus nach dem lebendigen Gott. Jakob kommt allmählich erst ans volle Licht. Der Herr führt ihn langsam, aber bestimmt der entscheidenden Stelle zu.

Herzbeleglich bittet er den Herrn: „Errette mich von der Hand meines Bruders, von der Hand Esaus“. Er flüchtet sich in der

Not des Lebens unter die Flügel Gottes. Der Name „Esau“ ist für ihn die Geschichte seiner Sünde. Ich habe es mir selbst zuzuschreiben, ich habe die ganze Sache mir selber eingebrockt. Aber nun — kein verzweifeltes, stumpfes und dumpfes Sich-Ergeben in sein Schicksal! Nein, ein Schrei in die Höhe: Herr, hilf mir und rette mich. Mach' du alles wieder gut, was ich mir in meinem Leben selbst verdorben und zerstört habe. Laß mich nicht versinken. In diesem Schrei aus der Not zieht Gott ihn näher zu sich und in den tiefsten Kampf hinein.

Gott gibt ihm keine Antwort. Das ist schwer; schwer die Not, aus der der Psalmist emporschreit: „Herr, schweige doch nicht also und sei doch nicht so stille“ (Psalm 83, 1). Das Un-erträglichste für ein Herz, das Gott sucht, ist dieses Schweigen Gottes. Gott hat ernste Dinge mit Jakob vor. Jetzt kommt die Tiefe in sein Leben. Der Himmel bezieht sich dunkel. Früher sprach Gott mit ihm, trotz all seiner Sünde hat Gott ihm immer wieder in Gnaden das Wort der Verheißung bestätigt. Jetzt ist Gott stumm. Eine unheimliche Tatsache; das steigert die Angst. Der Herr entzieht sich dem, den er dahin bringen will, daß er ihn nun wirklich im tiefsten Grunde sucht, und ihn allein. Da will sich Gott ihm schenken für immer. Gott kann es nicht mehr zulassen, daß der Mensch so einfach über die Dinge hinwegdenkt, hinwegbetet und sich tröstet. Jetzt kommt die entscheidende Not. Es soll nicht mehr zu einer äußerlichen, vorläufigen Lösung kommen, sondern zu gründlicher Heilung. Daß der Herr jetzt stumm ist, ist nicht ein Zeichen seiner Ungnade, sondern seiner Gnade. Wohl dem, der solches Schweigen Gottes recht versteht und nicht in stumpfe Gleichgültigkeit verfällt, sondern mit wachem Herzen auf Gottes Wort wartet.

Zum zweiten Male sehen wir Jakob geschäftig, mit flugen Maßregeln die Zusammenkunft mit seinem Bruder vorzubereiten. Das unruhige Herz will nicht stille werden. Er sucht Esau freundlich zu stimmen und sendet ihm überreiche Geschenke zu. Er will wieder gutmachen, was er einst gefehlt hat, und seinen Bruder versöhnen: „Vielleicht wird er mich annehmen“. Darin liegt ja ein klares Bekenntnis seiner Schuld, und sicher ist es nur recht und billig, daß er etwas von dem Schaden, den er seinem Bruder angetan hat, durch dieses Geschenk wieder gutmachen will. Wie tief muß sich Jakob dabei demütigen. Er nennt Esau seinen Herrn, und sich nennt er Esaus Knecht. Wie tief muß man sich vor Menschen beugen, wenn man sich nicht vor Gott über seiner Sünde demütigen will. Als er hernach mit Gott im reinen war, da war auch die Sache mit Esau geordnet.

Es kam eine schlaflose Nacht. Jakob, umgetrieben durch die Not seiner Sünde, ist das Bild der Unruhe und Unstätigkeit.

Mitten in der Nacht weckt er sein ganzes Volk, seine Frauen und Kinder und zieht über die Surt des Jabbok. Mitten in der Nacht. Es ließ ihm keine Ruhe, es trieb ihn hin und her. Ein wunderlicher Mann. Was hat er nur? Ein Mensch in seiner Sündennot ist für andere immer wunderlich. Ein Herz, in dem Gottes Pfeile stecken, ist anderen oft sehr unverständlich. Als den Petrus der große Schrecken angekommen war beim Fischzug, da fiel er Jesus zu den Knien. Ein sonderbares Benehmen, wenn man mitten in einem großen Fischzug steht; unverständlich für alle, die nicht wissen, was in seiner Seele vorgeht.

Endlich trennt sich Jakob auch von seiner Familie. Er bleibt allein. Schließlich muß der Mensch doch ganz allein sein. Unter den Menschen wird er nicht verstanden. Er kann sich mit keinem aussprechen. Er ist todeinsam. Die Sündennot isoliert den Menschen. Da kann ihm niemand beistehen. Jakob wird ja auch wohl dadurch besonders einsam gewesen sein, daß er wahrscheinlich seinen Angehörigen nichts von seiner alten Schuld erzählt hat. So muß er nun auch den Kampf, der sich daraus ergibt, allein durchkämpfen.

Einsamkeit ist nötig, damit du merkst, daß du nie einsam bist, daß dein Gott dir begegnen will. Der Herr wartete schon lange darauf, daß Jakob einmal Zeit für ihn haben sollte. Endlich reißt sich Jakob von allen Menschen los und „blieb allein“. Jetzt konnte es zur Entscheidung kommen. Beim Eintritt ins gelobte Land der Verheißung tritt ihm Gott entgegen als der Richtende und Heilige. Jakob ist nicht würdig, in das Land einzugehen. Sollte er doch lieber wieder umkehren? Sollte er lieber draußen bleiben im Land der Fremdlingschaft? Nein, er blieb standhaft. Jetzt muß es endlich in Ordnung kommen! Dem heiligen Gott, der ihn mit hartem Griff anfacht, will er nicht wieder entfliehen. Es geht durch heißen Kampf, in dem seine Unwürdigkeit ihm klar vor Augen tritt, aber in der er sich an die Verheißung Gottes klammert und im Glauben die ewige Hand der Gnade ergreift.

Pniel

I. Mose 32, 4—33.

II. Sonnenaufgang.

„Er blieb allein. Da rang ein Mann mit ihm.“ Wer war der Mann? Jedenfalls war es irgendwie Gott, der es hier mit Jakob zu tun hatte, denn hernach wird ihm gesagt: „Du hast mit Gott gekämpft.“ Hosea 12, 5 sagt: „Er kämpfte mit dem Engel.“ Wie zart zurückhaltend ist hier wiederum die Schilderung des Wortes Gottes. Nichts wird ausgemalt wie in den heidnischen Göttergeschichten, nicht ein einziger Zug der Anschaulichkeit wird uns geschenkt. Alles geht hier nur um die innere Seite des Kampfes. Jakob hatte es jetzt mit Gott zu tun. Bisher war er sehr mit den Folgen seiner Sünde beschäftigt, jetzt geht es um seine Sünde selbst. Gott tritt ihm als Feind entgegen, die Gerechtigkeit Gottes stellt sich ihm in den Weg; er muß erkennen: Gott will mich nicht. Da fängt der tiefste Kampf erst an. Jakob hat es nur mit Gott zu tun, mit Gott und seiner Sünde, nicht mehr mit den Folgen der Sünde, die bisher ihn geängstigt haben.

„Da rang ein Mann mit ihm.“ Wir sehen hier hinein in die Wurzeln der Offenbarung, die später heller und deutlicher verkündigt wurde durch Mose und seine Gesetzgebung und durch die Propheten. Wir haben im Alten Testament die Religion der absoluten Kluft. Durch nichts und niemand darf die Heiligkeit Gottes herabgemindert werden. Hier finden wir keine Götter, die ihren Günstlingen zuliebe auch das Recht beugen. Und durch nichts und niemand darf die menschliche Schuld beschönigt und das Urteil über sie gemildert werden. Nein, Gott ist der Heilige, und durch eine unüberbrückbare Kluft ist der Sünder von ihm getrennt. Gott will ihn nicht, Gott kann ihn nicht wollen. Wir haben im Alten Testament die Religion des Vorhangs. Im Tempel hing vor dem Allerheiligsten der gewaltige Vorhang. Kein Volk in der Welt war Gott so nahe wie Israel. Er zeltete unter ihnen. Und kein Volk in der Welt war Gott so fern wie Israel. Dies Volk wußte, daß niemand zu ihm kommen kann. „Eure Untugenden scheiden euch und euren Gott voneinander“ (Jes. 59, 2).

Das ist auch der Grundton, der durch den Kampf des Jakob mit dem Manne hindurchklingt. Gottes Gerechtigkeit und Heiligkeit steht gegen den Sünder. Da ist von der einen Sünde, der großen Schande, die er an Esau begangen hat, nicht im be-

sonderen die Rede. Allmählich verblaßt in diesem hellen Licht Gottes die einzelne Sünde. Die Tat gegen Esau war der starke Erwecker der Angst in Jakobs Herz gewesen und wurde von Gott benutzt, an dieser Stelle sein Herz zu greifen. Aber nun war sein ganzes Verderben ihm offenbar, seine sündige Art. Es kommt nicht darauf an, daß wir uns besonders schlimmer Sündentaten und Schanden bewußt sind. Ach, vielleicht waren wir nahe genug dabei, und ein Sündenfall, bei dem Gott die Tat gnädig verhütet hat, ist im Herzen schon geschehen. Aber ob wir auch nicht durch besondere Einzelheiten in unserem Gewissen gequält werden, wenn Gott uns mit seinem heiligen Licht erfaßt, dann wacht die Erkenntnis auf: es ist alles, alles Sünde. Nicht daß ich dies und das getan habe, sondern daß ich so bin, wie ich bin, das macht mich schuldig vor Gott.

Die Offenbarung der absoluten Kluft zwischen dem Heiligen und dem Sünder! Und doch werfen wir schon einen Blick auf die Brücke, die die Gnade über die Kluft geschlagen hat. Der Mann übermochte den Jakob nicht. Die Gerechtigkeit Gottes war gebunden durch seine Barmherzigkeit, durch die Zusage der Gnade: „Ich will dir wohlthun“. Je heftiger Jakob kämpft und sich an diese Gnade hält, desto näher kommt er seinem Feind als seinem allerbesten Freund. Das war schon Gnade, daß der Mann, der mit ihm rang, ihn nicht einfach zerschmetterte und von sich schleuderte, sondern mit ihm sprach. Es ist nicht die Gerechtigkeit Gottes, die zerschmettert, was hier dem Jakob begegnet, sondern das Herz des heiligen Gottes, der die Sünde verdammt, aber dem Sünder Gnade gewährt. Er gibt ihm einen Grund, auf dem er stehen kann, in seinem Gebet. „Laß mich gehen, denn die Morgenröte bricht an“, so spricht der Mann zu Jakob. Dieses Wort ist das Wort der Gnade. Damit will Gott den Glauben hervorlocken. Wenn er sagt: „Laß mich“, dann kann man ihn ja auch halten; dann gibt es doch einen Zuweg zu diesem Herzen Gottes, das in Heiligkeit sich von dem Sünder wendet. Da klingt mitten im Gericht noch ein wunderbares Wort der Gnade, der Gnade, die Liebe Gottes ist, die sich dahin wendet, wo Zorn verdienet war. „Laß mich gehen, . . .“

Jakob erspäht in seiner Not den Kleinen, aber felsenstarken Grund für sein Gebet. Wenn Gott sagt: „Laß mich“, dann kann ich ihn halten: „Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn“. Das ist die Gewalt, die das Himmelreich leidet, wenn ein Herz in seiner verzweifelten Not auf der Flucht vor Gott keinen anderen Ausweg weiß, als sich hineinzuworfen in die Arme Gottes. Das ist der Griff, mit dem man das ewige Leben ergreifen muß. Das ist der Sturm, der Verzweiflungsschrei, von dem Hosea sagt: „Er weinte und bat ihn“. „Laß mich“, so hatte Gott gesagt und hatte sich damit, wenn man so sagen darf, in die Sand des Sünders begeben, daß er ihn fasse und

mit seinen eigenen Verheißungen binde. Und Jakob, in dessen Herz die Zusage klang: „Ich will dir wohlthun“, er schrie in Verzweiflung und Jubel zugleich: „Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn“. Da hat er Gott „besiegt“. Gott will sich so gerne „besiegen“ lassen!! Da hat er, dem leisen, zarten Wink der Gnade folgend, sein Leben hineingetragen und gelegt in die Hand dieser Gnade. „Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn.“ Alles, was er begehrte, faßte er in dies Wort zusammen: „Du segnest mich denn“. Darin lag das Flehen um die Vergebung, darin lag die zuversichtliche Bitte: Herr, stelle wieder her, was ich verdorben habe, und zugleich suchte er Gottes Hilfe vor der Not, die der kommende Tag bringen würde.

Er hatte Gott besiegt und auch Menschen. Wenn einer seine Sache mit Gott in Ordnung gebracht hat, braucht er sich vor den Menschen nicht mehr zu fürchten. Hernach war sein Bruder ganz friedlich und freundlich zu ihm. Auch Sachen, die wir mit Menschen haben, werden vor Gottes Angesicht erledigt. Solange wir es nur mit Menschen zu tun haben und uns vor ihnen abmühen, ist es vergebens. Es muß vor Gott geordnet werden. Wir haben es nur mit Gott zu tun, daß nur zwischen ihm und uns nichts steht; dann mag kommen, was da will, auch die Folgen meiner Sünde können mich dann nicht trennen von meinem Gott.

Und immer wieder werden wir es erfahren, daß dann Gott unsere Dinge auch vor den Menschen klärt. Er spricht mit Esau; er hat mit Laban gesprochen: „Hüte dich, daß du mit Jakob nicht anders als freundlich redest“ (Kap. 31, 29). Er hat dem Daniel „gegeben“, daß der oberste Kämmerer ihm günstig und gnädig ward (Daniel I, 9). Da dürfen wir die Sorge fahren lassen.

Das war die erste Frage, die Jakob an den Engel richtete: „Sage doch, wie heißest du?“ In dem Namen Gottes wollte er die Lösung und Deutung seines Erlebnisses finden. Eine Erklärung begehrte er. Er wollte Gott genauer kennenlernen, der ihm hier so nahegetreten war. Aber er mußte erfahren, daß er keine Antwort erhielt. Oft gibt uns Gott keinen Aufschluß über seine Führungen, warum dies so und jenes anders kommt. Wir können uns wohl keinen Keim machen auf seine Ratschlüsse, die unser Leben regieren, und fragen: Herr, wie heißest du? Wer bist du? Und er gibt uns keine Antwort. Es werden Siegel bleiben an verschlossenen Büchern Gottes, die wir nicht lesen können, und an denen wir herumrätseln, solange wir leben, bis einst — „das Lamm, das alle Sünde trägt, das löst auch alle Siegel“. Antwort gibt ihm Gott nicht, aber „er segnete ihn daselbst“. Wir werden nicht über alles Licht bekommen, aber sollen in allem gesegnet werden. Unsere Fragen will Gott uns nicht alle lösen, aber unsere Fesseln will er brechen. Er nimmt nicht die Binde von unseren Augen, daß wir alles

verstehen und deuten können, aber er will jeden Bann brechen, der auf unserem Leben liegt, und in jeder Stunde, an jeder Stelle unseres Weges dürfen wir es ihm zutrauen: „Daselbst“ will er uns segnen.

Die Frage des Jakob: „Wie heißest du?“, war hervorgerufen durch den Mann, der nach Jakobs Namen gefragt hatte und ihm nun den neuen Namen „Israel“ gab. Da wurde, als Jakob in die Gnade Gottes sich flüchtete, aus dem Fersenhalter, aus dem Ränkeschmied — Israel, der Gotteskämpfer, der im Glauben an die Gnade gestiegen hatte über die Gerechtigkeit, die gegen ihn stand. Da erhielt Jakob seinen neuen Namen. Durch Gottes Gnade wurde in seinem Leben alles neu. Nicht als ob in Zukunft sein Leben nicht mehr das Leben eines Sünders gewesen wäre, aber von dieser Stelle an sehen wir in Jakobs Geschichten doch nicht mehr seine alte Art hervorbrechen, sondern nun beginnen die Leidenswege (Josefs-Geschichten!), durch die dieser Mann ausgestaltet wurde zur Ehre Gottes und ein Zeugnis wurde auch in Ägyptenland. Durch seine Flucht in die Gnade Gottes war in seinem Leben grundsätzlich auf allen Gebieten alles entschieden.

Das Ringen mit der Leibeskraft war das Sinnbild der Verfehrtheit seines ganzen bisherigen Lebens, währenddessen er stets bemüht war, durch fleischliche Mittel die Erfüllung der Verheißung Gottes zu erreichen. Er glaubte so in seinem Leben durchzukommen, so wie er ging und stand und dem Manne entgegentrat, der mit ihm rang. Jakob hat es, wenn man so sagen darf, der göttlichen Erziehungskunst schwer genug gemacht, über ihn Meister zu werden. Aber in dem Kampf mit Gott wurde ihm das Gelenk seiner Hüfte verrenkt und die Stärke seiner Naturkraft zerbrochen. Früher war es seine Stärke, daß er sich „zu helfen wußte“. Seine „Spannader auf der Hüfte“ war stark. Er konnte schnell laufen und viele übervorteilen. Jetzt kann er das nicht mehr. Das Gelenk seiner Hüfte ist ihm verrenkt. Er kann nicht mehr, wie er es konnte, mit Mitteln und Mittelchen sich seinen Weg ebnen, sondern dies ist jetzt sein Gang: Gebet und Glauben und sich klammern an den Herrn. Durch Naturkraft läßt sich Gott nichts abtrogen. Da wurde dem Jakob seine Hüfte verrenkt und er gelähmt, so daß er hinken mußte.

Und diese Kraft, die allen anderen Erziehungswegen Gottes widerstanden hatte, sie wurde überwunden, als Gottes Heiligkeit und Gottes Erbarmen zugleich ihm begegneten. Jakob mag oft seine sündige Art verwünscht und verurteilt haben. Wir mögen unter unseren bösen Gewohnheiten und Trieben selber leiden und mit ganz guter und heilsamer Übung dagegen kämpfen — getötet wird der alte Mensch in seinen Kräften und Betätigungen durch nichts anderes als durch die Begegnung mit der

Heiligkeit und der Gnade Gottes. Was dem Gesetz nicht gelingt, wozu gute Vorsätze uns nie führen, was alles beste Wollen in uns nicht erreicht, nämlich daß wir im innersten Grund die Sünde loslassen und hassen lernen, das bringt die Gnade zustande, wenn sie einen Menschen demütigt und aufrichtet. Die beiden Kämpfe liegen in einem zusammen: es ist derselbe Streit, aus dem Urteil über unsere Sünde uns flüchten in die Begnadigung des Erbarmens Gottes. Das ist das erste, das steht uns im Vordergrund. Aber indem wir diesen Weg gehen, wird uns vor Gottes Angesicht unsere Sünde überaus sündig und unser Herz mit Abscheu gegen sie erfüllt, und über dem unergründlichen Erbarmen der vergebenden Liebe Gottes wacht in uns der heilige Entschluß auf: „Es ist genug des Sündenwegs“ (1. Petri 4, 3). — Rechtfertigung und Wiedergeburt, Bekehrung und Erneuerung im Geist, Annahme an Kindes Statt und Gabe der Kindesart, es ist alles, alles die Tat und Gabe der Gnade Gottes.

Hell strahlte über Jakob die Gnade. „Pniel“, „Angesicht Gottes“ nannte er die Stätte, die Stätte, die er nie vergessen würde, die Stätte seiner Begegnung mit Gott, seines Kampfes und Siegens. Hast du auch solch eine „Stätte“? Ruht auch dein Herz in dem Frieden Gottes, in dem Bewußtsein, daß du von ihm angenommen wurdest? „Ich habe Gott von Angesicht gesehen, und meine Seele ist genesen.“ Meine Seele ist am Leben geblieben. Eigentlich konnte niemand leben, der Gott sah, der der Heiligkeit des Herrn begegnete. Jakob war an dieser Heiligkeit Gottes nicht gestorben, er war am Leben geblieben durch die Gnade. Das Leben war ihm neu geschenkt. Das ist der wunderbare Inhalt des Wortes „Pniel“: Gott will nicht den Tod des Sünders; er will, daß der Sünder die Herrlichkeit Gottes schaue auf dem Angesichte Jesu Christi, an dem Kreuz des Sohnes Gottes, in dem Gericht und Gnade uns begegnet, vor dem wir sterben müssen im Verdammungsurteil aufrichtiger Buße und unsere Seele genesen kann über dem Anblick seiner Gnade.

Und nun hatte Jakob Sonne über seinem Leben und — hinkte an seiner Hüfte. „Als er an Pniel vorüberkam, ging ihm die Sonne auf; und er hinkte an seiner Hüfte.“ Beides! Er hinkte. Er hatte den „Knick“ in seinem Leben, den die Menschen haben, denen Gott einmal zu stark geworden ist, und die sich aus dem Zusammenbruch ihres alten Lebens in Gottes Gnade geflüchtet haben. Das sind Gottes Kinder, die Leute mit einem Knick; sie hinken, sie haben ihre Narben, auf die andere, die nicht gebeugt und nicht niedergedrungen sind von Gott, immer wieder hinweisen. Uns selbst ist es heilsam, immer wieder daran erinnert zu werden: wir können nicht mehr so voran wie früher. Gott macht uns manches unmöglich, manches Mittel, manche Ausfunft, manche Wege, die wir früher bedenkenlos gegangen waren.

Wir hinken an unserer Hüfte, wir können nicht mehr so schnell voran und können mit manchen, die auch Christen sein wollen, in ihren Praktiken nicht mit. Uns ist da etwas zerbrochen worden, das möchten wir nie in unserem Leben wieder aufbauen. Und durch alle unsere Tage soll die Erinnerung an das Zerschlagen, das von Gott her uns traf, hindurchgehen wie eine stille, tiefe, übermächtige Melodie: „Beim Grundgefühl der Sünden ein tief gebeugt Empfinden. Kein Sündetun, ach Gott, verhüt's!“

Wir hinken: „An mir und meinem Leben ist nichts auf dieser Erd“, aber uns ging die Sonne auf: „Was Christus mir gegeben, das ist der Liebe wert.“ Beides haben die Kinder Gottes: Sonne und Hinken. Ja, Hinken, aber auch Sonne. Und beides stimmt zusammen und klingt ineinander im Leben der Menschen, die wissen, was Gnade ist. Wie wenig Verständnis findet man oft für dies Wort von der Gnade. Weil man etwas von der Sonne gesehen hat und zugleich das Hinken so empfindlich in seinem Leben spürt, die Hemmung, die wir auf dem Wege Gottes immer wieder durch unsere sündliche Art erfahren, so ist man geneigt, die ganze Frage des Christenlebens in ein Halbdunkel hinein zutauchen: „Eigentlich“ kann doch keiner sagen, daß er Sonnenschein habe, denn er hinkt ja noch.

Unendlich schwer können sich gerade oft unsere jungen Männer der Gnade getrösten, weil sie über ihre Sünde nicht Herr werden können. Wollen sie getrost im Sonnenschein weiter wandeln, so weist eine Stimme sie auf ihre sündige Art hin, auf ihre immer erneuten Niederlagen, da geht ihnen die Sonne unter. Ach, wenn sie doch wüßten, was Gnade ist! Sie meinen, sie könnten sich mutiger und getroster auf den Weg machen, wenn sie merken würden, daß ihre eigene Art gebessert worden wäre. Sie suchen ihren Trost in sich selbst und möchten, daß sie in Gnaden sind, daraus feststellen, daß ihre sündige Art gemindert und gebändigt wäre. Aber im Blick auf uns selbst ist es hoffnungslos. Und dann kommt dieses mißverständliche Gerede: ich darf doch nicht von Sonne in meinem Leben sprechen. Ich bin noch so wenig „fertig“ mit meiner Sünde. Wie lauter Bescheidenheit klingt es, daß man sich so der Gnade nicht fröhlich getrösten dürfe, weil man es so ernst nehme mit seiner Sünde, und es ist doch nichts anderes als heimlicher Stolz und verborgenes Selbstgefallen, oder jedenfalls erschreckliche Unklarheit. Wir verleugnen die Gnade, wenn wir uns dieser Sonne nicht freuen wollen, solange wir noch die sündlichen Regungen in unserem Fleisch feststellen. Ja, wohl, wir sind nicht „fertig“, und es ist Mißverständnis oder Verleumdung, wenn man uns nachsagt, wir behaupteten, mit unserer Sünde fertig zu sein. Wir werden nie fertig werden, und im Tode vielleicht wird unsere Sünde uns am sündigsten vor Augen stehen, aber, Gott gebe es, seine Gnadensonne uns hell

und klar strahlen. Das ist das Leben der Gotteskinder. Sie hinken an ihrer Süfte und wissen täglich zu sagen von immer noch anlebender Sünde und von vielen schmerzlichen Niederlagen, aber ihr Auge ist gerichtet auf die Gnade. Es ist ihnen die Sonne aufgegangen, die Sonne des Erbarmens Gottes, das nicht Heilige, sondern Sünder an sein Herz zieht; die Sonne der Gnade, die trotz unseres hoffnungslosen Sündenwesens und über all unser tägliches Versagen hinüber uns leuchtet, und in der der Glaube, gedemütigt und getrost, seine Strafe zieht, indem er sich dennoch, dennoch an Gottes Verheißung hält: „Du hast gesagt: ich will dir wohlthun“. Er schreitet nicht stolz einher, sondern gebeugt. Er kriecht nicht verzagt am Boden, sondern zieht getrost seinen Weg und summt sein Pilgerlied:

„Ich danke dir, daß dein Versöhnen
uns tägliche Vergebung schenkt;
und daß dir auch die Blumen grünen,
die voller Scham ihr Haupt gesenkt.“

In Gottes Hand

2. Mose 2, V. 15—25.

I.

Nach seiner Gewalttat an dem Ägypter war Mose vor Pharao, der ihm nach dem Leben stellte, geflüchtet, im Herzen die blutende Wunde über den Undank, die Feigheit und den Knechtsinn seines Volkes. Er floh in die Wüste Midian, von seinen Brüdern verraten, von seinen früheren Freunden verachtet und gehaßt, von jedermann verlassen, vom Hof verstoßen, den Zorn des Pharao über seinem schuldigen Haupte. Und doch war er auch auf diesen Wegen der Flucht in Gottes Hand.

Er war in Gottes Zucht. Von seinem späteren Auszug aus Ägypten heißt es Hebr. 11, 27: „Durch den Glauben verließ Mose Ägypten und fürchtete nicht des Königs Grimm; denn er hielt sich an den, den er nicht sah, als sähe er ihn.“ Warum stand er nicht auch jetzt, 40 Jahre früher, in solchem Glauben, getrost und froh im Vertrauen auf den unsichtbaren Gott? Er war nicht auf Gottes Weg. Die rasche Hand des schnell erregten Gemütes hatte sich hinreißen lassen: da erschlug er den Ägypter. Das war nicht Gottes Weg, sondern ein Weg seines eigenen sündigen Herzens. Darum konnte er auch nicht seine Strafe ziehen in der Ruhe des Glaubens. Auf dem selbst-erwählten Weg eigener sündiger Pläne wird unser Fuß flüchtig und unser Herz bebend sein. Wenn wir nicht in Gottes Linien gehen, haben wir keinen Frieden im Herzen. Auch diesen Weg mag Mose mit Gebet begonnen und vielleicht mit noch heiferen Gebeten fortgesetzt haben, als er sah, daß er nicht zum Ziel gelangte. Aber solches Gebet gibt keine Kraft. Wenn wir nicht auf Gottes Wegen gehen, hilft alles Beten nicht. „Warum liegst du also auf deinem Angesicht?“, so fragt Gott den Josua (Jos. 7), als er nach der Niederlage vor Ai sich vor dem Herrn hinwarf bis auf den Abend. „Israel hat sich versündigt. Die Kinder Israel können nicht stehen vor ihren Feinden; denn sie sind im Bann.“ Und nun: „Ich werde hinfort nicht mit euch sein, wo ihr nicht den Bann aus euch vertilget.“ In solcher Lage hilft kein Beten. Da heißt Gottes Befehl: Stehe auf, kehre um, tu den Bann von dir! Du meintest es gut? Deine guten Meinungen sind blind! Es ergab sich so? Die guten Gelegenheiten sind Lockvögel des Teufels. Gehorsam ist besser denn Seldentat. „Gehe wiederum deines Weges, Elia, durch die Wüste

zurück“, so ruft der Herr seinem verirrtten Propheten zu. Und dann gilt es, dort wieder anzuknüpfen, wo vorher der Faden des Gehorsams abgerissen war. Da führte ihn Gott neuen Aufgaben entgegen. Nach seiner tiefen Demütigung lauschte der Prophet Jona auf Gottes Stimme und folgte seinem Ruf. Nun hatte er Vollmacht und Frucht in seinem Dienst.

Wie oft geht es uns wie dort dem Mose, daß wir uns selbst durch unsere Sünde in Not und Verlegenheit gebracht haben! Dann sind die Menschen gegen uns, die Verhältnisse wider uns. Was sollen wir tun? Sollen wir unseren Platz einfach verlassen wie Mose? Nein, fortlaufen nützt nichts. Damit ist nichts gebessert. Fliehen sollen wir, ja, aber zum Herrn. Der kann wieder gutmachen, was wir verdorben haben. Er kann Mißverständnisse beseitigen. Er spricht zu Laban: „Süte dich, daß du mit Jakob nicht anders redest als freundlich“ (I. Mose 31, 24). Er macht aus dem wilden Esau einen milden und versöhnungsbereiten Bruder (I. Mose 33, 4).

Aber der Herr spricht vorher mit uns, wie er mit Jakob über seine Sünde geredet hatte. Wir sind vielleicht erbittert über die andern, die uns so wenig geholfen haben, wie hier Mose über seine Brüder erbittert gewesen sein mag. Da „wirft man die Brocken hin“, bis Gott uns die Augen aufstut: du bist selbst schuld. Wir haben geglaubt, alles erobern zu müssen, und sind begeistert vorangestürmt. Wir haben einige vergebliche Schläge geführt und werden durch Enttäuschungen stutzig und taumeln zurück. Wir fliehen, um uns zu verstecken. Wir machen nicht mehr mit, weil wir über andere murren und flagen. Aber in der Stille vor Gott will er uns die Augen öffnen für uns selbst, für unsere Sünden und Fehler. Da klären sich die Gewässer. Da löst sich der Schlamm vom Strom unseres Lebens und wird als Schlamm offenbar. Und uns bleibt in Gottes Zucht nur das eine Bekenntnis: Ich bin an allem selber schuld.

Moses bisherige Welt am Königshofe war in Trümmer gesunken. Auch die Welt seiner Träume, Hoffnungen und Pläne war zerschlagen. Ein Flüchtling in der Wüste. Und all diese Not, weil er nicht einfach in seinen natürlichen Zusammenhängen in Ägypten geblieben war, sondern im Glauben dem Ruf des unsichtbaren Gottes gehorcht und die Schmach seines Volkes erwählt hatte. Wieviel ruhiger, wieviel bequemer wäre sein Leben gewesen, wieviel glänzender nach der Außenseite, wenn er, ohne auf die Stimme des Glaubens zu hören, es sich freundlich eingerichtet hätte in dieser Welt! Da war doch ein Glück für ihn. Er war doch ein „gemachter Mann“. Der Glaube an den unsichtbaren Gott hatte ihn in alle diese Unruhe hineingerissen. Dadurch kam in sein Leben der Kampf, die Mühe, das Leiden, das Ringen mit der Welt ringsum, dadurch auch das Ringen mit sich selbst, mit seiner Sünde, seinem natür-

lichen Herzen. Seither war diese Schlacht entbrannt zwischen Fleisch und Geist — alles um des Glaubens willen.

Es ist doch, als ob der Glaube in die Wirklichkeiten dieses Lebens nicht hineinpasste, als zerstörte er nur wie ein düsteres Verhängnis all unser Glück und unsere Freude. Freilich, wer es leicht und bequem haben will, der verschliesse der Stimme des Geistes Gottes sein Herz! Dann stellt ihm keiner nach, und er hat keine Leiden zu befürchten. Ihm entsteht auch kein Kampf mit seinem eigenen heißen, bösen Herzen und mit seiner Sünde. Wo aber einer den Ruf Gottes vernommen hat und ausgegangen ist aus dieser Welt, der kam damit unter die Zucht Gottes. Da fängt der Kampf des Glaubens an.

Da kommt leider auch mancher Fehltritt auf dem schmalen Weg vor, der uns viel Schmerzen und Herzeleid bereitet. Wir meinen es gut und machen es doch so oft verkehrt und häufen auch in der Nachfolge des Herrn Sünde auf Sünde. Und das ist das Bitterste. Alles andere können wir entbehren, weil Gott uns über alles geht. Aber wenn zwischen ihn und uns unsere Sünde tritt, dann verschmachten wir. Dann vergeht unser Leben in innerem Kummer.

Sollte ich da nicht wünschen, im alten Leben geblieben zu sein, in dem Frieden, der damals um meine Hütte war? So fragt das Herz und will fast schwach werden. Aber wenn uns dann im innersten Grund wieder eine Berührung mit dem Herrn geschenkt wird, dann heißt es: Nein, tausendfach nein! Nur nicht wieder zurück in die Welt, in das alte Leben oder besser: in den alten Tod! Und ob uns auch mancher Fehltritt und Irrweg unterläuft und der Herr uns mit Schlägen der Liebe heimsuchen muß, um uns von der Sünde zu lösen, das ist doch viel, viel herrlicher als alle Schätze der Welt. Diese Not ist eine Not voller Gnade. „Unsere Tränen, unser Sehnen trösten mehr als eure Freud“, weil wir „sehen und verstehen die verborgne Herrlichkeit“. Nein, niemals zurück, sondern vorwärts in Gottes Zucht zu Gottes Ziel, darum in Gottes Führung.

In Gottes Führung? Es kam Mose doch so vor, als ob er, von dem bösen Gewissen und der Furcht um sein Leben gejagt, aufs Geratewohl nur quersfeldein auf der Flucht sei. Und doch, er war Schritt für Schritt, ob er es auch jetzt nicht einsah, in Gottes Führung. Gott führte ihn durch all die Bergesklüfte und die Täler hin und her im scheinbaren Zickzackweg ohne Sinn und Zweck, durch die er 40 Jahre später sein Volk, eine Schar von Hunderttausenden, leiten sollte in die Freiheit hinein. Hätte er es vorausgesehen, welchen Sinn sein Umherirren habe, so wäre er wohl mit getrostem Herzen diese Straße gewandert. Jeder Schritt, den der Herr ihn über diese Berge führte, machte ihn geeigneter, später seinen Brüdern den Weg zu ebnen und zu

erleichtern. Durch die Kenntnis der Wüste, die er sich jetzt auf seinen Flüchtlingswegen erwarb, war er später imstande, das Volk heranzuführen zu dem Berg Gottes, Soreb, wohin ihn Gott jetzt lenkte und wo Gott später mit seinem Volk den ewigen Bund schließen wollte.

Sinnlos mochte es ihm erscheinen, dies Flüchten von Fels zu Fels, von Tal zu Tal, um seinen Säckern zu entgehen. Sinnlos erscheint uns mancher Weg, den Gott uns führt. Aber er hat einen Sinn. Wir sehen ihn nur nicht. Wenn wir es wüßten, zu welchem Dienst uns Gott durch unsere Leidenswege befähigen will, würden wir auch mitten im Leiden getrost sein: es hat einen Sinn! Ich bin in Gottes Führung. Mose hatte mancherlei Leid zu durchkosten, damit er seinen Brüdern Leid erspare und ihren Mut hochhalten könne in schwerer Zeit der Versuchung in der unwirtlichen Wüste, die ihm nun nach und nach bekannt wurde.

Den Preis muß der zahlen, der ein Führer sein will in Gottes Heer, daß er selbst durch manchen Wüstenweg geleitet wird, um anderen dort später als ein alter, erfahrener Fuhrmann die Wege zeigen zu können, wo es sich am besten fährt, und um durch die eigene Erfahrung von der Führung Gottes auch anderer Herz trösten zu können: wir sind in Gottes Hand.

In Gottes Sand

2. Mose 2, V. 15—25.

II.

Eine kleine, schlichte Begebenheit war der Anlaß, daß Mose auf seiner Flucht aus Ägypten sich schließlich im Lande Midian niederließ. Er hatte sich müde an einem Brunnen niedergesetzt und machte dort die Bekanntschaft der Familie des Priesters in Midian, Reuel oder mit einem anderen Namen Jethro genannt. „Er setzte sich nieder an einem Brunnen“ (V. 15), so hat er später erzählt. Als er dort ankam, war es für ihn ein Brunnen wie alle Brunnen. Es wurde ihm der Brunnen, der wichtige, für sein weiteres Leben so bedeutungsvolle Brunnen, an dem die Wendung in seinem Flüchtlingsleben eintrat. Daran hat er später mit Bewegung Gottes Führung erkannt, daß er gerade an diesem Brunnen verweilt hatte. Der erste Punkt auf seiner Flucht, wo er merkte, daß die Zügel seines Lebens nicht mehr schlaff auf dem Boden schleiften, sondern doch in einer starken Sand ruhten.

Saben wir auch in unserem Leben solche „Brunnen“? Bestimmte Orte, an die sich die Erinnerung an solche Wendepunkte im inneren oder äußeren Leben anknüpft, wo wir es erfahren: der Herr gedenkt doch an dich? Orte, wo wir lagerten und wußten nicht mehr aus noch ein? Da ist der Herr uns begegnet und hat uns fest an die Sand genommen. Noch heute steht dort unser Eben-Ezer, ein Stein der Erinnerung an seine Hilfe, ein Stein, bis zu dem wir immer zurückgeworfen wurden in Niederlagen hinein, von dem an der Sieg und die Hilfe in unser Leben kam. War es in einsamer Kammer? Ein Platz in der Kirche? Eine Stelle im Walde? Eine Furt Jabboß, da Gott in unser Leben trat, und unsere Seele ist genesen? Eine Strafe vor Damaskus, wo er uns in unserer Sündenlaufbahn niederwarf und in seine Gnade zog? War es ein Jakobsbrunnen, da er mit uns von unserer Sünde gesprochen hat wie dort mit der Samariterin? Eine Wasserstelle draußen vor der Stadt wie in Philippi, da „man pflegte zu beten“, wo uns der Herr das Herz auftrat wie damals der Lydia? Eigenartig, wie oft ein Bruder, den man nach seinen tiefsten Erlebnissen fragt, Erinnerungen erwähnt an solche Orte, an bestimmte Stunden, so wie Luther von seinem Turmerlebnis spricht, da ihm im Turm seines Klosters das Geheimnis der Rechtfertigung aufgegangen ist. Befegnete

Brunnen und Furten und Wasserstellen und Türme! Gesegnete Orte Gottes, an die wir dankbaren Herzens zurückdenken, weil dort ein Wendepunkt in unserem Leben eintrat durch Gottes starke Hand, die uns ergriff!

Außerlich mag sich solcher Wendepunkt gar nicht besonders ankündigen wie dort bei Mose. Eine geringfügige Begebenheit leitet Gottes Handeln ein. Dieselbe Kitterlichkeit und das Gerechtigkeitsgefühl, das Mose in Ägypten seine Heimat geraubt hatte, weil er den Unterdrückten verteidigte gegen seinen Quäler, hat ihm hier eine neue Heimat aufgeschlossen durch die Hilfe, die er den Töchtern des Priesters bei der Tränkung ihrer Schafe gegen die Hirten zuteil werden ließ. So fand er, was er jetzt gerade bedurfte: eine friedevolle Umkehr bei Menschen, die gleich ihm von Abraham stammten und an den Gott des Himmels glaubten, ein neues Heim, ein stilles Familienglück, mancherlei Freundlichkeiten, an denen seine aufgeregte und verbitterte Seele sich wieder erholen und gesunden konnte, einen neuen Anfang, der ihn nicht mehr immer zurücksehen, sondern den neuen Aufgaben seines Gottes entgegenschauen ließ, und dadurch ein gefülltes Herz. Vor seinem Auge wurde es wieder licht, weil er seines Gottes Hand in seinem Leben wiedererkannt hatte. Und wer Gottes Licht entgegengeht, der hat die Schatten hinter sich.

Freilich, auch über seinem stillen Glück lag ein leises Weh. Wie mag es seiner Frau überraschend und wohl auch schmerzlich gewesen sein, als er nach der Geburt seines Sohnes ihn Gersom nannte, denn er sprach: „Ich bin ein Fremdling geworden im fremden Lande.“ Auch unter diesen lieben Menschen konnte er doch nicht seine Brüder, sein Volk vergessen und die Verheißung, die Gott seinem Volk gegeben hatte. Aus dem Glauben heraus kam diese Namensnennung. Durch den Glauben war er ein Fremdling im fremden Land, und seine Seele suchte in stillen Stunden in der Ferne Gottes Volk und das Land, das Gott seinem Volk verheißten hatte.

Aber auch dieses Leid brachte für seinen späteren Beruf eine kostbare Frucht. Immer wieder prägte er es im Gesetz seinem Volk ein: „Ihr wisset um der Fremdlinge Herz, denn ihr seid selbst Fremdlinge gewesen.“ Etwas von dem hier erlittenen Leid klingt wohl mit durch, wenn er in seinen Verordnungen öfter des Fremdlings gedenkt, „der in deinen Toren ist“, und dem Volk es zuruft: „Gott hat die Fremdlinge lieb“ (5. Mose 10, V. 18).

Vielleicht muß auch mancher unter uns solches Leid der Fremdlingshaft deshalb durchmachen, damit er die andern verstehen kann, die in gleicher Einsamkeit nach dem himmlischen Ziel wandern, damit er sie trösten kann mit dem Trost, damit er getröstet wurde von Gott.

In Gottes Zucht, in Gottes Führung und in Gottes Schule. Lange Zeit danach starb der König in Ägypten. Da klingt von weitem ein Ton an, als ob die Zeit der Fremdlingenschaft ein Ende haben sollte. Aber 40 Jahre hat diese „lange“ Zeit gedauert, 40 Jahre warten, immer warten. Da lernte Mose diese schwere Kunst, die wir ihn später auf der Wanderung seines Volkes so ohne Murren üben sehen, wenn Gott sie aufwarten setzte und mit seiner Hilfe verzog. Es waren 40 Jahre, in denen Mose nach innen wachsen sollte. In der Wüste lehrte ihn Gott vergessen, was ihm früher kostbar und wichtig, und machte ihm lieb, was ihm vorher im Geräusch der Welt verborgen geblieben war. Der Herr entzog seinen Knecht für eine lange Zeit den Blicken der Menschen, um ihn in seine unmittelbare Leitung und Erziehung zu nehmen; denn auch die Ausbildung am Hofe des Pharao und die Weisheit der Ägypter vermochten nicht den Umgang mit Gott zu ersetzen und die Erziehung in Gottes Schule.

Auch der, der in der Schule dieser Welt es weit gebracht hat, muß doch in Gottes Schule erst das ABC lernen. Menschliche Weisheit kann niemand ausrüsten zum Dienst in Gottes Reich. Ein Mensch, den Gott gebrauchen will, muß mit Fähigkeiten begabt sein, die Mose nur in der heiligen Einsamkeit in Gottes Gegenwart erlernte. Freilich, dieser Weg ging der Natur ganz entgegen. Wenn je ein Mensch für seinen künftigen Posten nach menschlicher Weise begabt und ausgerüstet war, so war es Mose. Aber doch schickte gerade diesen Mann Gott 40 Jahre in die Einsamkeit des Hirtenlebens in der Wüste Midian. Da wurde der Stolz gebeugt. Da wurde das Herz erschlossen für Gott und seine Wahrheit. Menschliche Erziehung will die Natur des Menschen bilden und veredeln; und das ist gut so. Die göttliche Erziehung gibt die Natur des Menschen dem Verwelken hin, dem Sterben — denn was vom Fleisch geboren ist, das ist Fleisch —, damit es in der Stille vor Gott, dem Herrn, zur Wiedergeburt des Herzens aus Gottes Geist komme.

In der Stille der Wüste hat Mose auch empfangen, was in seiner menschlichen Schule zu lernen ist: Gottes Offenbarung. Ohne Zweifel hat Mose von seinem Schwiegervater, dem wir ja später auf der Wüstenwanderung begegnen, als einem Mann, der dem Herrn diente und voll weisen Rates und Erkenntnis Gottes war (2. Mose 18), mancherlei gelernt, was ihm weiterhalf. Dazu kam die Stille der Wüste. In der Wüste finden sich keine unechten Farben, keine falschen Töne. Da trägt man keine geborgten Federn. Da zerreißen die leeren Einbildungen. Der Feind der Seele kann den Sand der Wüste nicht vergolden. Da ist alles Wirklichkeit, nüchterne, nackte Wirklichkeit. Da sind keine Menschen, auf deren Gunst man achten könnte. Rang-

stufen und Lobeserhebungen gibt es dort nicht. Dort beirrt nicht der Tadel der Leute. Das Gold hat keine Macht. Von Herrschaft kann keine Rede sein. In der Wüste ist der Mensch ganz allein vor dem Herrn, seinem Gott. Niemand und nichts ist da als die Wüste und Gott.

Da offenbart sich Gott dem Herzen, das nach ihm fragt. Nicht der religiöse Genius des Mose, nicht der Nationalgeist Israels haben der Welt die Wahrheit Gottes geschenkt. Nein, da wo nichts war, hat Gott alles gegeben. Mose hat auf Gott gelauscht und Gottes Offenbarungen empfangen. In der Wüste ist er nicht ein Philosoph und auch nicht ein Religionsstifter geworden, sondern Gottes Prophet.

In der Wüste hat er auch das Beten gelernt, das Schreien und Klagen zu Gott. Vom Volk Israel heißt es hier: „Ihr Schreien kam vor Gott.“ Solches Schreien wird Mose auch in der Wüste gelernt haben, Schreien, das emporsteigt. Der Ausbruch menschlicher Ungeduld im Murren und Klagen kann sich nicht zu Gott erheben, sondern bleibt am Boden kleben. Es verläuft horizontal, wagerecht, und versetzt die Welt in Unruhe. Gebet, das zu Gott emporsteigt und vor Gott kommt, verläuft vertikal, senkrecht nach oben, und setzt die Kräfte der ewigen Welt in Bewegung. Es zieht die Hilfe des Herrn herbei. So wurde Mose in Gottes Schule Gottes betender Knecht. Er war in Gottes Hand.

Gottes Lastträger (2. Mose 5.)

I. Dem Auftrag gehorsam.

Es war eine Stunde der Entscheidung, als Mose und Aaron hineingingen zu Pharao mit der Aufforderung: „So sagt der Herr, der Gott Israels: Laß mein Volk ziehen!“ Die beiden Brüder hatten alles gründlich miteinander vorherberaten, was sich aus dem Befehl Gottes an Mose für sie ergeben würde (4 V. 28), und waren dann vor die Ältesten des Volkes getreten. „Und das Volk glaubte“ (4 V. 31). Sie neigten sich und beteten an.

Nach diesen Vorbereitungen galt es nun, den entscheidenden Schritt zu tun: Sie gingen hinein zu Pharao. Jetzt kam es auf diese Tat an, auf den kühnen Vorstoß in dem Palast des Königs. Mancher bleibt immer in der Vorbereitung seiner Taten stecken, vielleicht auch mit viel Gebet. Er merkt es wohl selber nicht, daß die Angst sein Herz beherrscht und alles immer erneute Beraten und auch das Beten schließlich nichts anderes ist als ein Ausweichen vor der Tat. So gewinnt man Zeit. Man wagt noch nicht, etwas zu unternehmen. Über die Sache zu beten, ist dann noch leichter, als für den Herrn ein Wort einzulegen oder eine Tat zu tun. Mehr als ein junger Mann hat sich, wenn er zu feige war, den Herrn vor einem Altersgenossen zu bekennen, hinter die Ausflucht versteckt: Ich will dann um so treuer für den andern beten.

Ganz sicher wollen wir die Wichtigkeit der Überlegung und vor allem des Gebetes vor jeder Tat nicht bestreiten. Aber dann kommt der Augenblick, da muß die Tat gewagt werden. „Sie gingen hinein.“ Bei solchem Weg mag uns das Herz klopfen vor Bangigkeit. Aber es gilt den entscheidenden Schritt.

Mit gemischten Gefühlen wird Mose die Treppen des prächtigen Palastes des Pharao hinaufgestiegen sein. Hier spielte er vor langen Jahren einmal eine maßgebende Rolle als Heerführer und Ratgeber der Krone Ägyptens. Jetzt kommt er wie ein Bittender als Botschafter des lebendigen Gottes zu dem König der Welt. Mose hatte seine Wahl getroffen. Vor vierzig Jahren hatte er seine äußere Machtstellung als Sohn der Tochter Pharaos aufgegeben und gegen die Schätze Ägyptens eingetauscht die Schmach des Christus, die Verachtung des Volkes, auf dem die Verheißung lag, daß in ihm der Heiland der Welt kommen sollte (Hebr. II, V. 23—27). Hatte er Gottes Volk gewählt, so mußte er nun auch die Beschwerden und Lasten dieses Volkes auf sich nehmen und in diesem

Augenblick als Bittender vor Pharao treten. Er hatte keine äußere Macht, etwas zu befehlen. Äußere Macht — das wäre der andere Weg gewesen, daß er, um seinem Volk zu helfen, in Ägypten geblieben wäre und versucht hätte, seine einflußreiche Stellung zugunsten des Volkes seiner Väter auszunutzen. Aber dann wäre er nicht mit klarem Entschluß in dies Volk hineingetreten, hätte nicht dieses Volkes Los als sein Lebensschicksal gewählt, hätte nicht die klare Entscheidung getroffen auch durch offenes Bekenntnis für den Gott dieses Volkes. Äußerlich war er dann noch bei den andern, bei den Kindern der Welt. Nein, Mose hat alle Brücken hinter sich abgebrochen und war zu diesem Volke Gottes gegangen als zu seinem Volk. Das war nicht Berechnung, das war Bekenntnis.

Auch heute will mancher in dem gewaltigen Ringen innerhalb der Kirche und der Kirchen unseres Volkes gern in einem Kreise bleiben, zu dem er innerlich nicht gehört, in der Absicht, dadurch für Gottes Volk Gutes herauszuschlagen oder „um Schlimmeres zu verhüten“. Wie stark muß diese Versuchung für Mose gewesen sein! Er hatte wirklich früher einen langen Arm und ein mächtiges Wort in Ägypten gehabt. Eins hatte ihn bestimmt: „durch den Glauben“; so steht über seinem ganzen Weg geschrieben. Durch den Glauben wollte Mose nicht mehr (Hebr. 11, V. 24). Aus dieser Stellung des Glaubens ergab sich jeder weitere Schritt. Der Glaube kann nur leben in klarer Luft und bei sauberen Entscheidungen. Wo Diplomatie und Taktik und Berechnung das Wort führen, muß der Glaube sterben.

„So sagt der Herr, der Gott Israels: Laß mein Volk ziehen!“ Dem Auftrag Gottes gehorsam, spricht Mose dies Kühne Wort zu Pharao. Zum ersten Male erklang im Palast des Königs der Ägypter der Name des Herrn. Pharao selbst wurde wie ein Gott geachtet. Er war der absolute Herrscher, und alles im Lande gehörte ihm. Kein Wunder, daß seine Antwort lautete: „Wer ist der Herr, dessen Stimme ich hören müßte? Ich weiß nichts vom Herrn, will auch Israel nicht lassen ziehen.“ Das hatte Pharao alsbald gemerkt: Die Männer tragen keine Bitte vor, sondern sie bringen mir einen Befehl. Soll denn Pharao gehorchen? Wer ist jener „Herr“? Pharao ist doch selbst Gott. Wer ist der andere, der stärker wäre als der König?

Pharao ist das Bild des natürlichen Menschen, der sein eigener Gott ist und sein eigener Herr sein will. Und nun kommen die Boten Gottes und sprechen im Namen des Herrn, daß man ihm gehorchen müsse. Wie? Soll ich nicht mehr mein eigener Herr sein? „Nein!“ So sagt Gottes Knecht. Soll ich nicht mehr tun und lassen können, was ich will? „Nein!“, spricht Gottes Wort. Da wird in jedem natürlichen Menschen der Widerspruch wach: „Ich weiß nichts von Gott, und ich will auch nicht gehorchen.“

„Ich weiß nichts vom Herrn.“ Wie wichtig ist es, daß wir die Botschaft so ausrichten und unseren Gott so bezeugen als den Herrn Himmels und der Erde, als den Heiland, der für uns kam, daß die andern ihn nicht mißverstehen können. Es muß unsere Sorge sein, daß das Wort vom Kreuz, das Wort von der Notwendigkeit der Bekehrung, von der Rechtfertigung durch den Glauben allein, so klar erschalle, daß jeder es weiß, was der Herr will.

Wenn er dann darauf antwortet: „Ich will nicht gehorchen“, dann ist das bei Pharao hier der Anfang der Verstockung. Der König ahnt doch etwas davon, daß da ein Herr ist, der ihm befiehlt. Sonst hätte es ja keinen Sinn, zu sagen: „Ich will nicht“. Vom ersten Augenblick an widersetzt er sich dem Gebot des lebendigen Gottes und geht diesen Weg entschlossen weiter bis zum Ende. Wenn einer, der nicht mehr sagen kann: „Ich weiß nichts vom Herrn“, sondern die Botschaft verstanden hat, uns schließlich antwortet: „Ich will nicht gehorchen“, dann können wir nur entgegnen: „Da siehe du zu!“

Mose und Aaron wiederholen ihren Befehl an Pharao. Sie machen es dem König nunmehr deutlicher, daß sie selbst im Auftrag des Herrn sprechen: „Wir reden nicht in unserem eigenen Namen. Wir müssen so sprechen. Wir haben einen Auftrag. Der Hebräer Gott hat uns gerufen.“ Und sie begründen ihr Wort an Pharao mit ihrer Furcht vor Gott. „Wenn wir dem Herrn nicht folgen, dann widerfährt uns Pestilenz oder Schwert.“

Es ist wichtig, daß die Menschen bei unserem Wort merken: Wir können gar nicht anders reden als so. Wir kommen mit einem Wort der Strafe, vielleicht des Widerspruchs, mit einem Bussruf oder einem Angebot der Gnade. Aber wir sagen das alles, was wir sagen, nicht in unserem eigenen Namen. Der Herr hat uns gerufen. Und wir können nicht anders als seinen Befehl weitergeben.

Der Schritt muß gewagt werden. Niemand aber wage einen Schritt für den Herrn, wenn nicht hinter ihm die Furcht Gottes steht: Ich muß es tun, sonst widerführe mir Pestilenz oder Schwert! Diese unbedingte Nötigung durch Gottes Geist, daß wir reden müssen von dem, was wir gesehen und gehört haben, was Gottes Geist uns auszusprechen treibt, ist die einzige Kraft, die uns hilft, Widerstand zu leisten, wenn die Schwierigkeiten kommen. Rückgrat im Bekennen hat nur der, der einen Auftrag hat von Gott, so klar, daß er ihn aussprechen muß, weil ihn sonst Schwert oder Pestilenz trifft.

Das gibt uns dann aber auch die Freude, gerade wenn wir ohne eigenen Willen und ohne jede eigene Kraft nur Gottes Befehl ausführen. Dann haben wir die Verheißung seiner Gegenwart und der Auswirkung seiner göttlichen Kraft. Dem Auftrag gehorham! In den Schranken seines Auftrages ist ein Mann und ein Werk Gottes unüberwindlich.

Gottes Lastträger (2. Mose 5.)

II. Unter schwerer Last.

Es sind immer dramatische Augenblicke, wenn ein Zusammenstoß unter dem Kampfdruck erfolgt: hier Christus, hier Cäsar!, wenn ein an Gottes Wort gebundenes Gewissen in der Kraft des Wortes: „Ich kann nicht anders, ich bin gerufen“ gegenübersteht der „Staats-Raison“, dem Interesse eines Staates, den Erfordernissen eines mächtigen Volkes und dem Hochmut eines brutalen Herrschers. So war es in dem Augenblick, als Mose vor Pharao stand und sprach: „So sagt der Herr: Laß mein Volk ziehen, daß es mir ein Fest halte in der Wüste!“ Wir können uns die Überraschung, die dem Pharao gekommen sein muß, wohl nicht groß genug vorstellen. Da trat zum erstenmal in der Geschichte dieses Volkes der alten Welt die Forderung der Gewissensfreiheit an den Herrscher heran, die Frage der freien Religionsübung einer Minderheit. Das war für das damalige Empfinden so unerhört, wie es für uns heute selbstverständlich erscheint.

In solchen Augenblicken gibt es keine Überbrückung der Gegensätze, wenn nicht der Staat, dem Gottes Forderung entgegentritt, die Herrschaft Gottes anerkennt. Wenn er über die Gewissen der Menschen herrschen will, dann gibt es Kampf auf Leben und Tod, zunächst Tod der Bekenner Gottes, auf die Dauer Tod des Staates. Die Christen in der Verfolgungszeit der ersten Jahrhunderte erkannten die Pflicht des Gehorsams gegen den Kaiser an, aber nicht die Pflicht, ihn gottesdienstlich zu verehren. Sie waren zu jedem Dienst bereit, aber nicht dazu, ein Körnlein Weihrauch auf dem Altar des Kaisers zu opfern. Lieber wählten sie den Tod.

Auf Leben und Tod ging es auch bei der Audienz des Mose vor Pharao. Mit bitterem Hohn jagt Pharao die beiden Brüder hinaus: „Geht an eure Dienste! In eure Lehmgruben und an eure Ziegelöfen!“ So fährt er die ehrwürdigen 80 jährigen Männer an. Die Ablehnung Gottes hat es meist bei sich, daß die Boten Gottes verspottet werden. Man kann Gott nicht ruhig ablehnen, nicht sachlich beiseiteschieben. Dabei wird der Mensch mit Spott und Hohn vorgehen, jedenfalls heftig werden, und es zeigt sich das böse Gewissen. Man weiß, daß man eigentlich gehorchen müßte. Tut man es nicht, so ist man im Kampf gegen Gott. Darauf wollen wir immer achten, wenn

Menschen uns so hart und vielleicht mit Spott abweisen. Das ist das Zeichen dafür, daß sie getroffen sind und sich nun gegen Gottes Hand wehren. Ja, gegen Gottes Hand, die nach ihnen greift. Denn wenn Mose und Aaron abgewiesen werden, dann wird damit Gott abgewiesen. Laßt uns immer dafür sorgen, daß wir als Gottes Boten zu den Leuten reden! Wer uns aufnimmt, der nimmt nach Jesu Verheißung Gott auf. Welche Weihe und welche Verantwortung legt das auf jedes Wort, das wir sprechen! Denn wer uns abweist, der weist damit Gott ab.

Mose und Aaron gingen hinaus. Unter dem Gelächter des Hofes schritten sie die hohen Stufen am Palast des Pharao hinunter. Man muß sich auch einmal für Gott auslachen lassen können. Das tut uns ja nicht weh. Weh tut uns nur, daß damit Gott ausgelacht werde. Eine wunderliche Umkehrung der Verhältnisse: die beiden, die da hinunterschreiten, das sind die königlichen Männer Gottes! Und die da oben lachen und spotten im Palast des Pharao, das sind die Armen und Betroffenen, die Gefangenen des Satans. Johannes der Täufer im tiefen Verließ der Burg des Herodes hatte den Himmel auf Erden durch den Frieden Gottes, der sein Herz umgab. Der zehende König oben in der Burg war umlodert von den Flammen der Hölle eines bösen Gewissens. Umkehrung aller Verhältnisse! Pharao, der stolze Mann auf seinem Thron, hat Gott abgelehnt und damit den Weg des Todes gewählt. Wenige Monate später erscholl in demselben Palast die Botschaft, daß Pharao im Roten Meer ertrunken war mit seinem ganzen Heer, geschlagen von dem Gott, dessen Namen er an diesem Tage zum erstenmal gehört und dessen Befehl er abgelehnt hatte.

Man muß in Gottes Auftrag auch sehr dunkle Wege gehen durch manche Stunde, in der alles wie Niederlage aussieht. Alles Sichtbare scheint gegen Gottes Anechte zu sein. Da können die Männer Gottes nur ihr Vertrauen setzen auf den Herrn. Ihre Kraft liegt in der unsichtbaren Welt. Pharao wandte gegen das Volk die Praktiken an, die zu allen Zeiten in der Hand der Tyrannen das Mittel waren, auffässige Völker zur Ruhe zu bringen. „Man drücke die Leute mit Arbeit, daß sie zu schaffen haben und sich nicht kehren an falsche Rede“ (V. 9). Wenn sie ordentlich arbeiten müssen, dann werden ihnen die Glausen vergehen. Mit dem Wort von der „falschen Rede“ wollte er zugleich bewirken, daß jedermann in Israel es verstehen sollte, was sie dem Mose und Aaron, diesen „Volksbeglückern“, zu verdanken hatten. Der Kunstgriff der ägyptischen Staatsflugheit gelang. Das Volk wird gespalten und uneinig. Statt daß es in der Not zusammenhält, gehen einige ihre besonderen Wege, die der Unglaube ihnen eingibt. Sie suchen Kompromisse und flehen um Gnade bei ihren Bedrückern. Statt auf den Herrn

zu trauen, werfen sich die Amtleute der Kinder Israel weg vor Pharao. Der Unglaube ist immer Knechtsgefönnung. Er muß sich vor den Menschen erniedrigen. Glaube ist königliche Stellung, ein Rechnen mit dem Herrn der Welt als mit unserem Vater.

Wie oft geht es uns so, daß in Stunden der Not unser Herz geängstet und unruhig Hilfe sucht auf seinen eigenen Wegen! Wir geben die Stellung des Glaubens auf, die wir eben erst eingenommen haben, und begehren Hilfe von Menschen. Dann sind wir verlassen. Die Menschen helfen uns nicht, und wir sind Gott entfremdet durch unseren sündigen Weg. Wie sollen wir wieder zu ihm kommen ins Kämmerlein, nachdem wir ihn mißtrauisch verlassen haben? Da geht es nur durch tiefe Buße zu neuem Frieden in Gott.

Das Volk richtet sich in seinen Amtleuten gegen seine Befreier, nicht gegen seine Bedränger. Die Amtleute nehmen die Sache nunmehr selbst in die Hand und gehen zu Pharao. Das war ein bitterer Tag für Mose. Man brauchte ihn nicht mehr als Vermittler der göttlichen Hilfe. Wie schwer ist es doch, in Gottes Auftrag ein Führer zu sein! Da ist man oft ganz allein. Diesen Preis der Einsamkeit muß jeder zahlen, der irgendwo im Werk des Herrn Verantwortung trägt.

Die Amtleute gehen zu Pharao mit herzbeweglicher Klage. Nicht oft genug können sie sich als „deine Knechte“, „dein Volk“ bezeichnen. Warum nennt ihr euch Pharaos Volk? Ihr Männer von Israel, seid ihr nicht das Volk Jehovas, des Herrn der Welt? Seid ihr so tief gesunken, daß ihr euren Adel vergessen habt, die Verheißungen, die über eurem Volk liegen, die große Zukunft des kommenden Messias, eure wichtige Aufgabe für alle Welt? Geht doch zu eurem Gott, ihr Amtleute, und sucht sein Angesicht! Statt dessen werfen sie sich nieder vor ihrem Treiber und wenden sich ab von ihrem Erlöser. Sie halten Fleisch für ihren Arm und wollen durch Pharao Erleichterung erhalten. Wahrlich, sie verdienen seine höhrende Rede: „Müßig seid ihr, ihr seid müßig.“ Wer sich an die Welt wegwirft, der wird nur Sohn und Spott ernten. Auch die Welt achtet es, wenn einer ganz auf den Herrn vertraut. Kommen wir zu ihr um Hilfe, so lacht sie uns aus. Stehen wir ohne Glauben in der Welt, so müssen wir den Menschen nach den Augen sehen und sie mit Bitten bestürmen und werden dennoch zuschanden werden. Wie ärmlich verhalten wir uns oft da, wo wir königlich vor Gott stehen sollten als sein teuer erkaufte Eigentum!

Als die Amtleute von Pharao zurückkamen, begegneten sie Mose und Aaron. Beschämt hätten sie sich zu den beiden Männern herzumachen sollen: „Ihr hattet recht; wir hätten euch folgen, unser Vertrauen allein auf den Herrn setzen sollen.“ Gemeinsam hätten sie mit Mose und Aaron Gottes Angesicht suchen

müssen. Statt dessen schleudern sie den beiden voller Empörung ihre Vorwürfe entgegen: „Ihr habt Pharao das Schwert in seine Hände gegeben, uns zu töten. Der Herr sehe auf euch und richte es. Ihr seid an allem schuld.“ Zum zweiten Male wird Mose von seinem Volke verworfen wie vor 40 Jahren. Warum ließ Gott das zu? Das Volk und auch Mose mußten erst ganz davon überzeugt werden, wie hoffnungslos die Sache stand. Das sollte Mose erkennen, daß er sich nicht auf die Anhänglichkeit des Volkes verlassen dürfe, sondern allein auf den Herrn geworfen sei. Niemand half ihm, keiner stand zu ihm. Durch diese furchtbar schwere Erfahrung mußte er hindurch, damit er später in allen Lagen die rechte Stellung einnahm. Nun weiß es Mose: dies Volk kann nicht errettet werden, ein Volk, das sich so wegwirft und seine eigene Sache verloren gibt, ja, seine Erretter abweist. Das ist ein hoffnungsloser Fall. Soll dennoch Errettung kommen, so muß es gegen das Volk selbst geschehen nach Gottes Willen und durch Gottes Tat. Das trat jetzt hell zutage. Nicht die Masse brachte die Befreiung, sondern der Mann, und zwar der Mann des Glaubens. Nicht vom Volk, sondern vom Propheten Gottes her kam die Errettung. Sie kam vom Herrn allein.

Gottes Lastträger (2. Mose 5.)

III. Ein einsamer Kämpfer.

Es war eine harte Stunde für Mose, als die Amtleute seines Volkes auf dem Rückweg von ihrem vergeblichen Bittgesuch bei Pharao ihn mit ihren Vorwürfen anfuhrten: „Ihr habt unseren Geruch stinkend gemacht vor Pharao und seinen Knechten und habt ihnen das Schwert in ihre Hände gegeben, uns zu töten“ (V. 21). Die Männer im Volk, die für seine Führung verantwortlich waren und die alles bisher gehen ließen, wie es ging, wurden nicht bekämpft. Mose, der das Volk aufrüttelte und zur Freiheit führen wollte, wird als Friedensstörer beseindet. „Ihr seid schuld an der Verschlimmerung unserer Lage. Es war noch erträglich, ehe ihr kamt; aber jetzt ist es nicht auszuhalten.“ Man hat keinen Glauben; man hat keine Geduld zu warten, wie der Herr es hinausführen wird; sondern kaum wird die Not härter, so ist aller Glaube vergessen, und die Männer des Glaubens werden beschimpft. Wer in das Reden dieser Welt hinein die Stimme der andern Welt dringen läßt, als Bote Gottes die Menschen beunruhigt, der wird als Störenfried behandelt, wie damals so auch heute. Laß mich in Ruhe mit deinem Heiland, mit deinem Ruf zu Gottes Himmelreich! Lieber diesen ganzen Erdenjammer ruhig hinnehmen, als noch obendrein den Kampf gegen die Sünde aufnehmen zu müssen. Lieber das Elend Ägyptens geduldig tragen, als noch hinzu den Haß des Pharao reizen.

Mose war scheinbar völlig zuschanden geworden. Seine Bemühungen richten offenbar mehr Schaden als Nutzen an. Er wird von seinen eigenen Leuten für unzuverlässig gehalten. Die, für die er sein Leben zu lassen bereit ist, verspotten oder verklagen ihn. Kennen wir nicht auch solche Stunden, da die Stimmen der Niedergeschlagenheit uns quälen: Ich mache alles verkehrt; es will mir nichts gelingen? Der Herr ist offenbar nicht mit mir; sonst müßte es doch ganz anders vorangehen. Es ist uns nicht unbekannt, daß wir, wenn wir nach langem Zögern endlich noch einmal mit dem andern gesprochen haben, ihn zurückzurufen von dem Weg des Verderbens, hernach den Eindruck gewinnen müssen: Es ist nur schlimmer dadurch geworden. Das will uns tiefdemütigen. Da gilt es, Glauben zu halten. Dem Mann Mose zerbrach alles, seine Selbstachtung: „Ich kann doch eigentlich nichts“, sein Stolz auf seine Führerbegabung: „Ich bringe die Leute nicht hinter mich“, sein Vertrauen auf die Wunder, die Gott seiner Hand geschenkt hatte, auf die Begeisterung des Volkes. Es war ein Sterbensweg. Da galt es, Glauben zu halten.

„Mose kam wieder zu dem Herrn“ (V. 22). Kein Wort erwidert Mose auf die Schmähung der Amtleute. Gott redete mit ihm durch dieses Erlebnis. Er hatte früher ja auch einmal solche Wege eigener Klugheit begangen wie die Amtleute. Im jetzigen Fall taten sie ihm sicher unrecht. Vor Gott aber fühlte er sich gestraft. Er hatte früher auch auf sündigen Wegen dem Volk zu helfen versucht.

Der einsame Mann ist doch nicht einsam. Wunderbaren Trost atmet dieses Wort: „Mose kam wieder zu dem Herrn“. Der Mann hat eine Stelle, wohin er mit seinen Rätseln und ungelösten Fragen gehen kann. Er kennt ein Herz, dem er alles sagen darf. Wiederum zu dem Herrn! Wie oft ist er diesen Weg gegangen! Das ist auch für uns die einzige Lösung, der einzige Ausweg, wenn uns alle anderen Wege verschlossen sind: wiederum zu dem Herrn! Sein Angesicht suchen! Mose ist verzagt; aber er betet. Und bei dem Herrn erhält er Klarheit.

„Herr, warum tust du so übel an diesem Volk?“ Ein tiefer Schmerz weicht dies Gebet, der Schmerz um sein Volk. Fragend schaut er empor: Wie soll ich mir diese Wendung des Weges erklären? Gott wirft es uns nicht vor, wenn wir nur eine Frage haben und keine Antwort wissen, so wie Elia, als das tote Kind der Witwe zu Zarpeth vor ihm lag, nur die eine Frage hatte: „Herr, mein Gott, hast du auch der Witwe, bei der ich ein Gastbin, so übel getan, daß du ihren Sohn tötetest?“ (I. Kön. 17, V. 20). Von diesen Männern Gottes im alten Bund können wir das Beten lernen. Eine Frage haben Gottes Kinder frei an ihren Vater. Wir dürfen kommen und fragen. So fragte Jakob an der Surt Jabbok den Mann, mit dem er in der Nacht gerungen hatte: „Wie heißest du?“ Er wollte aus dem Namen dessen, der mit ihm kämpfte, den Schlüssel entnehmen für dieses Erlebnis mit seinem Gott. „Wie heißest du?“ Die Antwort, die er erhielt, war eigentlich keine Antwort: „Was fragst du, wie ich heiße?“ Aber dann sagt der Bericht: „Und er segnete ihn daselbst“. Wir werden auf viele Fragen, die wir zu Gott emporsenden, keine Antwort erhalten. Das Rätsel bleibt uns vielleicht für immer ungelöst. Aber wir sollen nie ungesegnet von ihm gehen, wenn wir, wie ein Kind dem Vater, ihm unsere Fragen bringen.

Ein priesterliches Gebet war diese Frage Moses an seinen Gott. Um des Volkes Geschick ging es ihm zunächst. „Herr, warum tust du so übel an diesem Volk?“ Er steht als Vertreter für die, die ihn schmähen und verwerfen vor seinem Gott. Er versetzt sich in die Lage dieser armen Amtleute und dieses geknechteten Volkes. Er fühlt die Not seiner Brüder mit; die Enttäuschung quält auch ihn, die auf das Volk gefallen ist.

Für das Volk fragt er den Herrn zunächst und dann auch für sich selbst. „Warum hast du mich hergesandt? In deinem Namen habe ich mit Pharao geredet. Du hast mich gerufen und gesandt.“ An das Wort seines Gottes hält er sich auch in dieser

dunklen Stunde. Gott spielt doch nicht mit einem Menschen. Er sendet ihn doch nicht vergebliche Wege. Mose sucht sich zurechtzufinden in gläubigem Gebet.

In seiner Frage ohne Bitte lag zugleich doch ein gewaltiges Stehen: „Seitdem ich zu Pharao hineingegangen bin, mit ihm zu reden in deinem Namen, hat er das Volk noch härter geplagt, und du hast dein Volk nicht errettet“. Er stellt den Tatbestand fest. Der Unglaube würde sagen: „Es ist alles vorbei, alles nur schlimmer geworden“. Mose macht sich auch ganz nüchtern klar, wie die Lage tatsächlich ist. „Du hast dein Volk nicht errettet.“ Aber in dieser nüchternen Feststellung liegt zugleich ein starkes Eindringen auf den Herrn: Die Erlösung deines Wortes steht noch aus. Er zieht sich nicht verbittert in sich selbst zurück. Das, was äußerlich wie Niederlage aussieht, weckt in ihm nur um so stärker das Harren auf den Herrn.

Die schwere Führung Gottes hat bei ihm ihr Ziel erreicht. Ehe Gott uns füllen kann, muß er uns erst ganz ausleeren, bringt er uns erst ganz hinunter auf den Nullpunkt. Er scheidet wie mit einem zweischneidigen Schwert zwischen den natürlichen Kräften unseres Seelenlebens, mit denen wir uns bisher hochgehalten haben und unser Ziel zu erreichen suchten, und den Kräften seines göttlichen Lebens von oben. Wenn wir den Blick von uns hinwegrichten, dann kann Gott anfangen, in unserem Leben zu wirken. Wenn der Mensch es wagt, herauszugehen aus aller Erfahrung, aus allem Fühlen und Empfinden, von allem Wollen und Planen und mit ganzer Nüchternheit auf den Trümmerhaufen aller bisherigen Bemühungen schaut, dann ist der Weg des Glaubens frei. Dann kann er sich ganz hineinlegen in die Allmacht Gottes. Von ihm gehalten, schweben wir über dem Abgrund. Von seiner Hand getragen, wandern wir durch lauter Unmöglichkeiten hindurch und erleben dabei das Geheimnis, daß Gott zu uns spricht. Gott gibt uns eine Antwort, die von dieser Stunde der Verzweiflung her durch unser ganzes Leben klingt. Der Herr sprach zu Mose: „Nun sollst du sehen, was ich Pharao tun werde“ (6 V. 1). Menschlicherseits sind alle Säden zerrissen, alle Hoffnungen zerbrochen. Wenn diese Säden wieder angeknüpft werden, dann ist es deutlich, daß Gott es ist, der das Volk errettet, nicht das Volk, nun auch nicht Mose, sondern Gott allein. Gott sorgt dafür, daß alle Ehre auf ihn fällt. Jetzt hat seine Stunde geschlagen. Jetzt, wo Mose nicht ungeduldig zu Gott emporschreit, sondern im Gebet still vor ihm wird, soll er erfahren, was das heißt: „Ich will eine Hilfe schaffen dem, der sich danach sehnt“ (Ps. 12, 6). In den Demütigungen unseres Lebens wollen wir unser Herz seinem Kreuzeswege neigen, damit das Lied unseres Glaubens rein erklinge: „Nichts hab' ich zu bringen; alles, Herr, bist du“.

„Nun sollst du sehen . . .“

(2. Mose 6, Vers 1.)

In Entscheidungsstunden unseres Lebens ruht unser Auge auf diesem gewaltigen „Nun“, das Gott Mose entgegenruft. Es war der Wendepunkt in der Geschichte der Befreiung Israels aus der Hand Pharaos. Mose war mit seiner Aufforderung an den König, das Volk ziehen zu lassen, nicht zum Ziel gelangt. Da empfängt er von Gott das Wort: „Nun sollst du sehen, was ich tun werde“. Damit fordert Gott Mose auf, die Sache, die ihn bewegt, völlig aus seiner Hand in Gottes Hand zu legen. Mose! Räume den ganzen Schauplatz deines Lebens der Allmacht deines Gottes ein! Dann wirst du sehen, was Gott tun wird. Er wird Pharaos Widerstand zermürben durch die Plagen, die er über ihn schießt, und dann durch eine starke Hand das Volk ausführen. Hinweg von allen menschlichen Möglichkeiten soll Mose mit dem Blick des Glaubens auf den Herrn schauen und ihm die Bahn freigeben für sein Tun.

Wie wirkte Gott diesen Glaubensblick damals in Mose? Wie wirkt er ihn bei uns? So fragen wir, wenn wir am Anfang eines neuen Abschnittes unseres Wanderweges stehen. Das mächtige „Nun“, das Gott zu Mose sprach, war das Ende einer langen Geschichte voller Mühe für Mose, voller Enttäuschungen und Rückschläge. Aber gerade durch die schweren Führungen wurde er innerlich zubereitet, daß ihm der Blick des Glaubens auf Gottes Tun geschenkt wurde. Zuvor wurde er an allem zuschanden, was Menschen tun können.

Er wurde an seinem Volk zuschanden. Es hatte Mühe genug gekostet, das stumpfe Volk, das vor Seufzen und Angst und vor harter Arbeit nicht hören wollte auf Gottes Wort, überhaupt aufzuwecken, daß es seines Gottes Botschaft von der kommenden Befreiung aufnahm. Endlich hatten die Ältesten wenigstens ihm und Aaron zugehört, und es hieß sogar, daß „das Volk glaubte“. „Und da sie hörten, daß der Herr ihr Elend angesehen hätte, neigten sie sich und beteten an.“ Aber dann war Mose von Pharao mit Hohn abgewiesen worden mit seiner Forderung, das Volk ziehen zu lassen. Ja, die Bedingungen ihrer Fronshaft wurden durchaus erschwert und das Volk gequält wie nie zuvor. Und als selbst die Ältesten, die als Bittsteller zu Pharao gegangen waren, dort spöttisch und schroff weggejagt worden waren und niedergeschlagen und erschüttert

heimkehrten, da brach der Aufruhr gegen Mose los: Ihr, du und Aaron, habt durch euer Auftreten unser Los nur verschlechtert. „Ihr habt unseren Geruch stinkend gemacht vor Pharao und seinen Knechten und habt ihnen das Schwert in ihre Hand gegeben, uns zu töten.“ Mose wurde, gerade wie vor 40 Jahren, da er mit seiner Gewalttat an dem Ägypter dem Volk zu Hilfe kommen wollte, von seinem eigenen Volk verworfen. Wahrlich, es war schwer, so in seinen besten Absichten verkannt, so als Gottes Bote abgewiesen zu werden gerade von denen, zu denen ihn Gott gesandt hatte, ihnen zu helfen.

Warum ließ Gott diese furchtbar harte Enttäuschung zu? Mose sollte an den Menschen zuschanden und davon überzeugt werden, daß die Sache wirklich hoffnungslos stand. Nicht hoffnungslos um Pharaos Grausamkeit willen, wie das Volk dachte, sondern um der Herzenshärte und der glaubenslosen, irdischen Besinnung des Volkes willen. Das war eine bittere Enttäuschung für den Mann, der für dies Volk sein Leben herzugeben bereit war. Er mußte erkennen: dies Volk kann nicht errettet werden. Vor seinem Treiber und Zwingherrn wirft es sich auf die Knie und winselt um Gnade und nennt sich seine „gehorsamen Knechte“ (5. V. 15 u. 16). Und von seinem Erlöser wendet es sich ab. An Gott und seine Macht will es nicht denken, sondern rechnet nur mit den natürlichen Gewalten, die den Augenblick beherrschen, nicht mit Gottes Verheißungen. Wahrlich, sie haben den Hohn ihres Bedrängers verdient, mit dem er sie an ihre Ziegelöfen trieb. Die Sache mit diesem Volk war hoffnungslos. Die Ältesten, die alles gehen ließen und sich um die Not des Volkes nicht kümmerten, wurden von dem Volk nicht bekämpft; aber der Mann, der das Volk aufrüttelte und zur Freiheit führen wollte, der wird als Friedensförderer beschimpft und vor Gott verklagt.

Mose wurde an seinem Volk zuschanden. Er sollte es lernen, sich nicht auf die Anhänglichkeit des Volkes zu verlassen, sondern allein auf den Herrn. Schon ehe er in die Not der Wüstenwanderung hineinging, wo er den Knechtsgeist und die fleischliche Besinnung dieser Männer tausendfach kennenlernen würde, der Männer, die sich bei der ersten wirklichen Schwierigkeit buchstäblich nach den Fleischtöpfen Ägyptens zurücksehnten, wieder in das Sklavenleben hinein, muß er von Gott diesen Demütigungsweg geführt werden, um zu erkennen, daß auf dies Volk kein Verlaß sei, daß überhaupt verflucht ist, wer Fleisch für seinen Arm hält. Wer sich auf Menschen verläßt, der ist verlassen. So wird Mose für spätere noch dunklere Tage ein für allemal die rechte Stellung haben.

Deutlich sollte es zutage treten, daß die Errettung Israels nicht am Volk, sondern an dem berufenen Propheten Gottes

ihren Anfang nahm. Nicht die Menge, sondern der Mann brachte die Befreiung für Gottes Volk. Die Masse ist für Gottes Reich eine völlig nebensächliche und unwichtige Größe. Es kommt auf die Männer an, und zwar auf die Männer, die im Glauben an Gott hängen.

Damit sie diesen Glaubensblick lernen, müssen sie aber nicht nur an ihrem Volk, sondern auch an sich selbst zuschanden werden. Als Mose hernach im Gebet zu Gott ging, fragte er: „Herr, warum tust du so übel an diesem Volk?“ Und dann fügte er hinzu: „Warum hast du mich hergesandt?“ Er versteht Gottes Weg nicht mehr. Alle seine Hoffnungen sind vereitelt, seine Pläne mißglückt. Seine Bemühungen scheinen mehr Schaden als Nutzen zu bringen. Pharao plagt das Volk nur noch härter, und Mose wird von den Seinen verworfen.

Da zerbrach dem Manne Mose alles. Seine Selbstachtung, sein Stolz und seine Führerbegabung wurden ihm zerschlagen: Ich mache es nur schlimmer statt besser; ich kann es nicht. Sein Vertrauen auf die Wunder seiner Hand, die Gott ihm geschenkt hatte, vergeht ihm. Er hat es gründlich verlernt, auf die Begeisterung des Volkes zu warten oder gar darauf zu bauen. Alles, was sonst ein Volksführer liebt und nötig braucht, das Echo bei seinen Zuhörern, der Widerhall, an dem sich seine Führerfähigkeit erweist, wird ihm zerbrochen. So wie Elia unter dem Wacholder zu Gott seufzt: „Es ist genug“, so kommt über ihn ein tiefes Verzagen, eine Ratlosigkeit, ein Bangen, ein Tasten nach dem rechten Weg, nach Führung von oben.

Es war ein Weg des Sterbens, den Mose gehen mußte, eine Zerbrechung alles dessen, was in ihm sich regte und reckte in männlicher Kraft, die seinem Gott zur Verfügung stehen wollte. Er mußte seine eigenen Pläne aufgeben, sein eigenes Werk lassen — denn es verdarb offenbar alles —, seinem eigenen Ruf entsagen; denn die er retten wollte, verhöhnten ihn. So wirkt Gott in einem Menschen den Glaubensblick, indem er zuerst den Boden des Herzens säubert von alledem, was dem nackten Vertrauen auf den Herrn im Wege steht oder später im Wege sein könnte. Es war ein teurer Preis, den Mose zu zahlen hatte. Aber diesen Preis verlangt Gott von uns, wenn er uns in die selige Stellung des Glaubens und Vertrauens hineinführen soll.

In solchen Stunden der Ratlosigkeit und der Zerschlagung all unseres Eigenen kommt dann die große Entscheidung, ob der Mensch an Gott verzweifelt und ihm den Rücken wendet oder ob er sich zuflucht ehrend zu ihm kehrt und sein Angesicht sucht. Als Mose sich damals mit seinen Käseeln und Fragen vor Gott niederwarf — — „Mose kam wieder zu dem Herrn“, wohin sonst sollte der einsame Mann auch gehen? — da war dies eigentlich die Stunde der großen Wendung. Aus

Buße und Ratlosigkeit heraus wirft sich ein Herz, das von seinem Gott nicht lassen kann, nieder vor seinem Herrn mit einem Schrei aus tiefster Not: „Herr, warum?“ „Warum tust du so übel an diesem Volk? Warum hast du mich hergesandt? Du weißt doch, daß dies Volk ein elendes Volk ist, arm an Glauben und irdisch gesinnt, in der Not des Alltags ertrunken. Und du weißt doch auch, daß ich, der Führer, nichts kann und ebenso unfähig bin wie das Volk.“ Es ist ein Schrei aus der Tiefe der Not heraus, geweiht von einem tiefen, heiligen Schmerz, daß keiner da ist, der Gottes Werk hinausführen und sein Volk befreien kann. Dem Mose ist alles zerschlagen, aller Rat ausgegangen. Er ist ganz arm, ganz hoffnungslos.

Aber er erinnert sich und erinnert seinen Gott an dessen Verheißungen: Du hast mich gesandt. Ich habe in deinem Namen zu Pharao geredet. An das Wort seines Gottes hält er sich. Gott hat ihm die Errettung seines Volkes versprochen, und als letztes Wort seiner tiefen Klage sagt er dem Herrn: „Und du hast dein Volk nicht errettet“. Die Erlösung deines Wortes steht noch aus.

Die Schwierigkeiten, die sich ihm entgegengestellt haben, sieht er nicht an als einen Beweis, daß er von Gottes Weg abgeirrt sei und nicht in Gottes Auftrag sein Werk tue. Nein, seine Berufung ist ihm gewiß. Gottes Wort hat ihn auf diesen Weg gestellt. Aber gerade die Erfahrung: berufen sein und nicht durchdringen, eine große Aufgabe sehen und sie nicht hinausführen können, das Beste wollen und es noch immer schlimmer machen und dazu von seinen Freunden preisgegeben und verspottet werden, bringt ihn dahin, sein Vertrauen ganz auf den Herrn zu setzen und eine Frage an Gott zu richten. Nicht einmal eine Bitte ist es, denn er weiß nicht, was er bitten soll, aber eine Frage des Glaubens, der emporblickt zu dem Herrn und von dem, der das Werk angefangen hat, nun auch die Vollendung erwartet. Das ist der Glaube, der sich mit seiner eigenen Unfähigkeit und Armut und mit der Last des ganzen Volkes auf Gott wirft.

So wirkt Gott in einem Menschen den Blick des Glaubens. Da war Mose an die rechte Stelle gegangen. Er mußte nicht wie die Ältesten des Volkes von Pharao verspottet abziehen, er erhielt Gottes Zusage: „Nun sollst du sehen, was ich tun werde“.

Gott sprach zu Mose. Dann kommt Gottes Antwort, wenn ein Mensch sich ganz auf ihn wirft. Dann erleben die Menschen, die diesen letzten Schritt wagen, aus aller Erfahrung und allem Fühlen und Empfinden, aus allem Wollen und Planen herauszutreten, ganz in die Allmacht Gottes hinein, so daß sie, von Gottes Hand gehalten, über dem Abgrund

schweben, dann erleben sie das Geheimnis, daß Gott zu ihnen spricht und einem jeden in solcher Stunde seine Antwort gibt. Eine Antwort, eine Verheißung, an die er noch denkt, wenn diese dunkle Stunde der Erinnerung längst verblaßt ist, und an die er sich hält, wenn neue Not in seinem Leben heraufzieht.

Dann lernt der Glaubende, sein Ohr abzuwenden von dem Spott Pharaos und von den bitteren Worten der eigenen Freunde, sein Auge hinwegzulenken von alledem, was wir bisher als die Möglichkeiten unseres Lebens gekannt und in unsere Rechnung eingesetzt haben, und hinüberzuschauen voller Erwartung auf das, was Gott, der allmächtige Gott, tun wird und was alles an Geheimnissen und göttlicher Güte in dem Wort enthalten ist: „Nun wirst du sehen, was ich tun werde“.

Durch eine starke Hand

2. Mose 6, V. 1.

„Nun sollst du sehen, was ich Pharao tun werde“, so sprach der Herr zu Mose. Ein mächtiges „Nun“ ruft ihm Gott entgegen als Antwort auf das Flehen seines Knechtes, ein „Nun“, bei dem der Glaube aufatmet und schon leise sein erstes Loblied zu singen beginnt.

Nun! Gottes Uhr hat geschlagen. Wenn unsere Möglichkeiten zu Ende sind, dann ist Gottes Anfang gekommen. Dann, aber auch erst dann. Er hat seine Zeit, die sich nicht nach der Ungeduld unserer Erwartungen richtet, nicht nach dem stürmischen Drängen unserer heißesten Gebete, die so gut gemeint und oft so töricht sind, weil sie kein Auge haben für Gottes Führungen und Absichten. Gott hat Zeit. Wir dürfen keine Eile haben und keine Ungeduld. Er hat gesagt: „Ich will eine Hilfe schaffen dem, der sich danach sehnt“ (Psalm 12, V. 6). Gott erhört unser Gebet, und seine Barmherzigkeit hat kein Ende. Aber Zeit und Weg, wann er seine Wunder tun und wie er helfen will, hat er sich vorbehalten. Je mehr er uns übt im Sarren und Warten, desto herrlicher wird es für uns sein, wenn dann sein wunderbares „Nun“ über der Not unseres Lebens emporsteigt: „Nun sollst du sehen, was ich tun werde.“

Da sieht der Glaubensblick den lebendigen Gott. „In die Geschichte des Weltvolkes Ägypten flutet hier der Strom eines geheimnisvollen und nur dem Blick des Glaubens offenbaren Waltens der ewigen Arme hinein, die im Kleinen wie im Großen den Ratschluß Gottes vollenden.“ Wir könnten wohl neugierig sein, wie ein weltlicher Geschichtsschreiber diese Wendung in der Geschichte Ägyptens dargestellt hat, diese wunderliche Sache, daß Pharao mit seiner eisernen, gepanzerten Wehr ins Meer fährt und dort untergeht. Vermutlich würde der Geschichtsschreiber irgendeine Ursache und einen Zusammenhang angeben, der alles natürlich zu erklären scheint. Der Glaubensblick sieht durch den Horizont dieser Welt und erkennt das, was aus den natürlichen Ursachen sich nicht erklären läßt. Er schaut hinter die Kulissen der Weltgeschichte, die uns sonst die Zusammenhänge verhüllen. Ihm wird die Weltgeschichte wie das eigene Leben transparent, durchsichtig. Er sieht im Hintergrund die Hand Gottes wirken, die Kräfte der unsichtbaren Welt,

die, von Gott gesandt, die Geschicke der Völker und der einzelnen beherrschen.

Bei der größten irdischen Katastrophe, der Sintflut, begann zu einer Stunde das Wasser zu fallen. Wie kam das? Ohne Zweifel würde der Naturforscher, der alle Gegebenheiten kennen würde, die natürlichen Ursachen nachweisen können. Die Ursachen, aber nicht den Grund! Der Blick des Glaubens liest in Gottes Wort: „Da gedachte Gott an Noah.“ So erscheint Geschichte und Natur von Gott aus gesehen. Er hat in allem seine Hand und führt seinen Plan aus. Wenn ein einziger Mensch auf ihn vertraut, das ist ihm so wichtig: „Da fiel das Gewässer auf Erden.“

So gedachte Gott hier an sein Volk und sein ihm gegebenes Wort. Da nahm die Weltgeschichte einen anderen Lauf, als die natürlichen Kräfte und Gegebenheiten es erwarten ließen, und die Herrlichkeit des stolzen Pharaos, des Herrschers einer Welt, nimmt ein Ende im Roten Meer. Gott schaltet sich deutlicher ein in den Gang der Dinge und läßt das Herz, das ihm vertraut, seine Wunder sehen: „Nun sollst du sehen, was ich tun werde.“ Das ist das majestätische Ich Gottes, das große Ich der Weltgeschichte. Da streift uns der Mantel des heimlichen Königs, dessen Schritt wir meistens überhören. Da spüren wir im Geheimen den Handgriff von Gottes Herrtentum. Er ist auch noch da! Er hat doch alle Fäden in seiner Hand. Er spricht am Ende das letzte Wort. Wehe dem, gegen den er ist! Wohl dem, für den Gott eintritt und Himmel und Erde in Bewegung setzt! Da tritt Gottes starke Hand hervor, wie sie Rudolf Schäfer einmal gemalt hat, nur eine Hand, aber eine Hand, der man die Allmacht Gottes ansieht.

Und diese starke Hand Gottes wirkt so, daß jedermann, auch das blinde Auge, sein Wirken erkennen kann als Gottes Wirken. Das göttliche „Nun“ eröffnet eine neue Zeit, da Gott nicht mehr abwartet und zuschaut, sondern etwas tut. Freilich, Gott handelte erst, als hell und klar offenbar geworden war, daß die Menschen mit ihrer Kunst zu Ende seien. Menschlicherseits waren alle Fäden abgerissen, alle Aussichten verbaut, alle Hoffnungen zerbrochen. Die Menschen haben ihre Kraft erprobt und ihre Ohnmacht festgestellt. Da greift Gott ein: „Nun sollst du sehen.“ Wenn Gott diese abgerissenen Fäden wieder anknüpft, dann ist es eben nicht das Volk, das seine Rettung vollbringt, auch nicht Mose, der sie ausführt, sondern Gott und Gott allein. An die Stelle der Bittgesuche an Pharaos treten Gottes Wunder; an die Stelle der Reden und Pläne der Menschen tritt Gottes starke Hand. Und ob Pharaos sich gegen Gott zur Wehr setzt und über neun Plagen hin sich in seinem verhärteten Herzen gegen Gott zu behaupten sucht, sein Widerstand muß nur dienen zur Verherrlichung des Herrn und seiner starken Hand.

„Nun sollst du sehen, was ich tun werde.“ Erst nachdem der Mensch gesehen hat, was er kann, daß er eben nichts kann, tritt Gott hervor in seiner Kraft. Gott will klare Scheidung zwischen Menschenanstrengung und seiner Tat. Es soll deutlich werden, daß seine starke Hand jetzt wirkt und Gott das Wort führt, nicht der Mensch. Um unsertwillen ist Gott so auf seine Ehre bedacht, daß wir nicht hernach doch wieder die Hilfe unserem Arm zuschreiben, sondern lernen, unser Vertrauen von allen Kreaturen abzuziehen und auf ihn allein zu setzen.

Und „was er sich vorgenommen, und was er haben will, das muß doch endlich Konnen zu seinem Zweck und Ziel“. Da wird Pharao erleben, daß eine starke Hand ihn zwingt, das Volk freizulassen, ja, es noch sogar hinauszutreiben aus seinem Lande. Er wird denken, er sei der Handelnde, er treibe die lästigen Ausländer hinweg, und merkt nicht, daß die hohe Hand ihm gebietet und alle seine Schritte beherrscht.

Für Gottes Volk liegt ein tiefer Friede in diesem herrlichen „Nun“. Da kommen wir aus der Mühe und der Plage heraus. In der Ruhe des Glaubens werden wir auch in unserem Leben über dem Trümmerfeld all unserer Pläne sich erheben sehen die starke Hand. Das ist dann eigentlich die einzige Wirklichkeit unseres Lebens. Wir haben es immer überall nur mit Gott zu tun und ruhen aus im Glauben an die Taten seiner starken Hand.

Diese Errettung des Volkes Gottes aus Pharaos Hand ist uns ein Gleichnis und Bild der anderen großen Errettung aus der Hand des Fürsten der Finsternis, da Gott uns aus dem „Diensthaufe“ der Sünde herausführt. Auch da ist es wie hier bei Mose: erst läßt der Herr uns ganz arm werden in uns selbst, unser Elend und unsere Sünde ganz klar erkennen, daß uns alle Hoffnung ausgeht und wir davon überführt werden, daß wir „geneigt sind zu allem Bösen und untüchtig zu einigem Guten“, ganz unfähig, uns selbst zu erlösen. Aber wer in diese Tiefe der Buße hinabgeführt worden ist, dem will Gott dann auch dieses „Nun“ schenken. „Nun sollst du sehen, was ich tun werde.“ Da zeigt er uns, wie das Unmögliche möglich wird, daß Sünder selig werden, daß da, wo alle Säden abgerissen waren, doch Gott den Säden wieder angeknüpft hat. Da stehen wir vor dem großen „Nun“ Gottes auf Golgatha, da wir sehen, was Gott getan hat. Seither muß der Feind die, die an Gottes Heiland, Gottes starke Hand, glauben, loslassen und freigeben. Alles, was in dieser Welt der Sünde und daraus fließenden Not uns bedrängt, alle die Mühe des Lebens, die Tränen des Kummers, das gebrannte Herzeleid einer Zeit, da die Sorge und das Verzagen an jeder Tür anklopft, all diese Bedrängung von außen und innen muß dazu dienen, daß sie uns austreibt aus dem Gefängnis, in dem wir uns

so leicht festhalten lassen, daß unser irdisch gesinntes Herz aufwacht und ganz anders als bisher die Augen aufschlägt für das eigentliche Ziel unseres Lebens, daß wir aus aller Arbeit und Mühe des Alltags, in dem wir fast ersticken, denken an das Gelobte Land, das Land der Herrlichkeit, zu dem uns Gott berufen hat. Alle Bedränger unseres Lebens müssen wie dort Pharao uns treiben, aus der Weltgebundenheit den Blick zu erheben zu dem lebendigen Gott. Wir wollen uns nicht in der Welt verlieren und mit der Welt verlorengelien. Gerade in der Drangsal unserer Zeit wollen wir uns freuen auf den Tag, da wir bei ihm sein werden und am Eingangstor seiner Herrlichkeit ihn sagen hören: „Nun sollst du sehen, was ich tun werde.“

Die in diesem Buch wiedergegebenen Predigten wurden in den Jahren 1931 und 1932 in Barmen-Gemarke gehalten.

